

Illustrirte Frauen-Zeitung

Hest 18.

Jährlich 24 Doppel-Nummern in Hefen. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2 $\frac{1}{2}$ M.

Berlin, 10. September 1893.

Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4 $\frac{1}{2}$ M.

XX. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Versorgung.

Roman von F. von Kapff-Essenther.

(Fortsetzung.)

„Ich wollte nur fragen, Fräulein Ella, warum Sie am Sonntag nicht mit den Thiergenossen kamen? Und dann auch — ich hörte, Sie wollen verreisen . . . doch nicht auf lange Zeit?“ begann Bruno wieder.

Sie lief hastig vorwärts, obgleich der Platz ja gar nicht groß war, und man ihn schließlich bald umgangen hatte. Der glatte Asphalt zeigte sich schon ganz trocken, die Brunnen rauschten, und die Bänke waren wieder dicht besiedelt, ungeachtet des kaum vor einer halben Stunde verriegelten Regens.

Ella stellte zunächst eine Gegenfrage: „Ja, weshalb haben Sie mich denn im Thiergarten gesucht? Ich hatte doch nichts versprochen!“

„Nein, nicht direct,“ gab er zu, „aber ich durfte hoffen, Sie da zu finden. Ihre Frau Mama ertheilte mir ausweichende Antworten. Und nun wollen Sie fortreisen, ohne mir auch nur ein Wort zu sagen?“

Seine Stimme war ein wenig unsicher geworden. Der leichte Ton lag ihm nicht recht. Oft hatte er von sich gesagt, daß er sieben bis acht Jahrzehnte früher ein Werther geworden wäre.

Ella schöpfte tief Athem. Rings lärmten spielende Kinder, tobten die vorüberrollenden Wagen, gellten die Glocken der Pferdebahn. Man verstand einander kaum. Aber sie, als richtiges Berliner Kind, wurde das nicht gewahrt. Anscheinend ruhig erwiderte sie:

„An jenem Vormittage hatte Herr Roscher aus Hamburg, der Gast, von dem ich erzählte, um meine Hand angehalten. Darum war ich nicht in der Laune, nachmittags noch spazieren zu gehen — ich war wo anders . . .“

„Mit ihm?“ stieß der Doctor ganz bestürzt heraus. „Sie haben sich mit ihm verlobt?“

In seinem Schrecken bedachte er nicht, wie sehr unwahrscheinlich es sei, daß Ella dann anderswo gewesen, als beisammen mit den Eltern.

„Sie haben sich mit ihm verlobt . . .?“ wiederholte er. Er war stehen geblieben, gerade vor einem Springbrunnen. Sie bemerkten beide nicht, daß ihnen jeder Windstoß Sprühregen zutrug.

„Nein, ich habe mich nicht verlobt. Ich habe den Antrag ausgeschlagen.“

Sie sagte es mit einer Genugthuung, die ihm nicht entging.

Er blickte jetzt sehr ernst; das Sträußchen, das er im Knopfloch trug, hatte er herausgenommen und drehte es zwischen den Fingern.

„Sie haben diesen wohlthätigen Hamburger abgewiesen . . .!“

Er mußte des Kusses gedenken, den er ihr an jenem Vormittag geraubt; sie hatte den Freier feinetwegen ausgeschlagen! Und ihn überkam ein Gefühl frohen Stolzes, aber auch der Verantwortlichkeit. Er versuchte vorsichtig, wie es die Strafe gebot, nach ihrer Hand zu fassen.

„O wie gut, Fräulein Ella, daß Sie nicht eingewilligt haben!“ stammelte er. „Bitte, darf ich fragen — warum?“

„Ich mag eine solche bloße Versorgungsheirath nicht eingehen . . . Ich begleite eine Tante von mir nach der Schweiz und will dort irgend ein Berufs-Studium beginnen, das mir eine Existenz sichert. Denn, wie Sie ja genau wissen“ — sie sagte es sehr scharf — „meine Eltern besitzen kein Vermögen.“

Er hatte neulich nicht bedacht, daß seine Bemerkung von ihr so ernst genommen werden könnte, indem er sich die Sache so zurecht legte, daß sie



Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und seine Gattin Katharina
Freiin von Saalfeld.

Nach einer Amateur-Photographie von Karl Hugo in München.

an's Heirathen wohl noch nicht denke. Und nun hatte dieser Backfisch schon einen regelrechten Korb ertheilt, eine gute Partie ausgeschlagen und sprach von einer selbst zu schaffenden Existenz! — Sein männliches Selbstbewußtsein erwachte.

„Ich errathe, was Sie meinen,“ sprach er bewegt, „ich hätte es nicht versäumen dürfen, Ella, mir das Recht auf Ihre Hand zu sichern, — das meinen Sie! Denn Sie ahnen, — Sie wissen es, daß Sie mir sehr lieb geworden sind!“

„Das habe ich geglaubt, glaube es aber heute nicht mehr!“

Ella trat von dem Springbrunnen zurück und ging langsam durch die Anlage, fast über die Kreisel- und Marmel-spielenden Kinder stolpernd.

„Weil ich nicht in Ihr Haus kam? Weil ich nicht als erster Bewerber auftrat — nicht wahr, Ella?“

„Ja, gewiß, darum!“

„Sie thun mir Unrecht! Ich habe Sie ehrlieh gern, Ella! Und ich wäre überglücklich, wenn ich mir Ihre liebe Hand zu erwerben vermöchte . . . Sie lächeln spöttisch — glauben mir nicht? Wie gesagt, Sie verkennen mich! Ich habe kein Recht, Ihre sorglose Jugend für mich in Beschlag zu nehmen. Ich besitze keine Existenz, die ich Ihnen bieten könnte, kein Vermögen, und noch liegen Jahre des Studiums vor mir. —

Sie wissen, ich will mich einer Specialität widmen. Bevor ich nicht irgend eine Aussicht habe — genug, die Verantwortung kann ich, darf ich nicht übernehmen!“

„Sie sind schrecklich vernünftig, mein werther Herr Doctor, zu vernünftig, denn Sie kennen und verstehen mich nicht! Ich glaube, daß ich ein wenig mehr kann, als manches andere junge Mädchen. Nicht nur geduldig warten, das ist am Ende nicht viel, sondern etwas erdulden, etwas durchmachen! Ach, ich hatte immer die Sehnsucht, mein ganzes Sein an irgend eine große Sache zu setzen! Hätten Sie mich doch nur auf die Probe gestellt!“

„Darf ich es noch?“ rief er, ganz hingerissen von ihren muthigen Worten.

„Nein — Sie dürfen nicht! Es ist vorbei! Das hätte aus Ihrem Innersten kommen müssen! So aber kann's nicht sein. Sie sind ängstlich . . . Sie schrecken davor zurück, sich an ein armes Mädchen zu fesseln. Das ist ja gewiß sehr vernünftig . . . So — und mehr habe ich nicht zu sagen!“

Diese hübsche Kleine, die so brillant Schlittschuh lief und mit der es sich so köstlich plauderte, — wie ihm dies junge Mädchen so plötzlich über den Kopf wuchs! Sie war ihm immer klug und charaktervoll erschienen, aber daß sich das kleine Ding nun so zur Richterin aufwarf, das machte ihn fast sprachlos!

„Sie sind zu streng,“ stammelte er nach einem kurzen Schweigen, „ich verdiene Ihre harten Worte nicht. Ich liebe Sie und glaube gewissenhaft zu handeln . . .“

„Sie lieben mich?“ unterbrach sie ihn leidenschaftlich, „und Sie begriffen nicht, daß ich auch nicht standesgemäß glücklich sein konnte? Auf einem Dorfe — in Afrika — was weiß ich . . .?“

Der junge Mann zitterte jetzt wie eine nervöse Frau. Er hätte dieses Mädchen mit der hochfliegenden Seele gern an sich gerissen und ihre Vorwürfe mit Küffen erstickt. Und alles wäre gut gewesen. Aber hier — auf der Straße?

„Ich bin ärmer, als Sie glauben, Ella,“ sagte er jetzt, schrie er fast, denn das Gedröhne von einigen Omnibussen, die gerade vorbeiraffelten, verschlang seine Stimme.

„Ich leide unter Entbehrungen und Demüthigungen, von denen niemand etwas weiß — ich habe Rücksichten zu nehmen . . .“

„Ich habe dies geahnt, verstanden. Aber wird es denn immer so bleiben?“

„Nein, da sei Gott vor! Und dann, Ella, sprechen wir uns weiter. Ich gebe Ihnen mein Wort . . .“

„Thun Sie das nicht!“ rief sie hastig. „Ihre Mutter wird Sie zu einer Geldheirath drängen und Sie würden in schwere Conflicte kommen!“

Mit unfehlbarer Sicherheit trafen ihre Worte. Sie war in Tagen über sich selbst hinausgewachsen, — kaum erkannte er sie wieder. Aus diesem Kinde war ein Weib geworden, eine wirkliche Lebensgefährtin dem künftigen Manne.

„Ich nehme also Ihr Wort nicht an,“ schloß sie jetzt sanfter. Sie hatte sich nach der Ecke der Commandantenstraße gewendet, wo sie Zella vermutete.

„Aber ich betrachte mich als gebunden, meine liebe, meine theure Ella! Bitte, sagen Sie mir wenigstens, wohin Sie gehen und was Sie vorhaben!“

„Sie wissen es schon: ich will mir eine Existenz gründen!“

„Und werden mich vergessen?“

„Ja, ich will es!“ — Und nun schlug sie tief er-röthend ihre großen, graublauen Augen zu ihm

auf . . . „es wird mir nicht leicht werden, aber es wird mir doch gelingen!“

Ohne Rücksicht auf die Straße, dicht vor dem eleganten Magazin, durch dessen Eck-Portal ein zahlreiches Damen-Publicum unaufhörlich verkehrte, ergriff er jetzt ihre Hand, mit bebender, leidenschaftlich verhaltener Stimme ausrufend:

„Ich sehe Sie wieder, Ella, und Sie sollen an mich glauben lernen!“

„Ich werde niemandem angehören, als meinem Berufe!“

Und damit stürzte sie davon. —

Ella suchte ihre Schwester in dem überfüllten Locale vergebens; allein, mit mühsam verhaltenen Thränen kehrte sie nach Hause zurück.

Auch Zella hatte sich beim Verlassen des Ladens nach ihrer Begleiterin umgesehen, aber zögernd und umständlich; sie that grenzenlos überrascht, als Herr Kronheim sie dann grüßte.

Dieser schien nun keineswegs der Mann zu sein, um das Herz eines jungen Mädchens zu entflammen. Er war klein, zur Beleibtheit geneigt, mit rundem Gesicht und spärlichem Bart. Dagegen besaß er die suffizanten Manieren und den Ruf eines sehr reichen Mannes, und das genügte für ein Mädchen ohne Phantasie, ohne Liebesbedürfnis. Er war der Sohn eines Groß-Grundbesizers und Korn-Speculanten in Ostpreußen; die erbten Liegenschaften hatte er verpachtet und betrieb nun in Berlin einen großartigen Grundstücken-Handel. Neuerdings wurde sein Name vielfach in Verbindung mit einer auf ehemaligen Torfgründen erstehenden Villen-Colonie genannt. Den davon herrührenden Spitznamen „Torfgründer“ trug er übrigens nicht ohne Würde.

Zella besagte in kofletter Weise das Verschwinden ihrer Schwester. Kronheim versicherte, er habe Fräulein Ella nicht bemerkt. Er log, denn er hatte Fräulein Ella und Doctor von der Waidt sehr genau beobachtet und sich höchlichst über dieses Schauspiel amüsiert.

„Meine Schwester muß mich unter den vielen Leuten da drinnen übersehen und so verfehlt haben,“ meinte Zella.

„Wahrscheinlich,“ bestätigte er gefällig, „aber so verständigen jungen Damen, wie Sie und Ihr Fräulein Schwester sind, passiert nichts Ernstliches. Beruhigen Sie sich also und gestatten Sie mir, Sie nach Hause zu begleiten.“

Und Zella beruhigte sich und ließ sich begleiten.

Herr Kronheim war sehr bei Laune. Er hatte sich heute wieder fürchterlich gelangweilt und einen Augenblick kam ihm der Gedanke, das schöne junge Mädchen zu irgend einem Abenteuer zu verleiten. Aber er gab diese Idee als aussichtslos auf; diese „höheren Töchter“ waren noch immer zu vorsichtig, zu streng bewacht! Dafür legte er sich in's Zeug, ihr auf Tod und Leben den Hof zu machen.

Natürlich auf seine Weise, mit schnarrendem Tone, in seiner stark drastischen, halb burlesken, halb aristokratisch affectirten Redeweise. Er sprach von der verflossenen Saison, zu deren Königinnen sie, Zella, gezählt hätte — für ihn wenigstens. Mit Ostentation nannte er sich den „armen Teufel“, der ja doch nur auf der Welt sei, um Tantalus-Qualen zu erdulden.

Zella steigerte ihre Kofetterie. Sie fühlte sich im Grunde sehr erfreut, daß sich jetzt, am Schlusse der Saison, noch einer ihrer Verehrer meldete.

Er erinnerte sich nun, daß die Frau Mama ihm im December ja erlaubt hätte, seinen Besuch zu machen. In den nächsten Tagen würde er so frei sein. Bis heute wäre er wirklich nicht dazu gekommen. Es wäre selbst für einen Ostpreußen ein so anstrengender Winter gewesen! Nun hätten, Gott sei Dank, alle diese Gesellschaften, Bälle und Premieren ein Ende! Nicht einmal Paris hätte ihn derartig nervös gemacht . . .

Zella hörte alles in vollendeter Liebenswürdigkeit an, mit dem naiven Interesse eines wohlgezogenen jungen Mädchens, das im Grunde von der Welt nichts zu wissen schien.

„Und was werden Sie im Sommer beginnen?“ erkundigte sie sich ganz harmlos.

„Zunächst werde ich mich in meiner Villa am Wannensee einquartieren, für die Frühlingsmonate.“

Mit selbstgefälliger Ausführlichkeit beschrieb er die Villa, die in der That prächtig und luxuriös sein mußte. Er wollte gern einmal Zella und ihren Eltern und Schwestern alle die Herrlichkeit zeigen.

Fräulein Zella drückte ihre freudige Spannung aus. Ja — das mußte sie sehen! Da draußen — so ganz allein da zu wohnen — wie romantisch!

„Ganz allein — das ist nicht gerade das Schönste an der Sache, gnädiges Fräulein,“ schnarrte Kronheim; „im Gegentheil, derlei genießt man am besten zu zweien. Meine Villa bedarf einer Schutzgöttin, eines

schönen, jungen Wesens. Das wäre ein Schmutz, den Kunst und Industrie nicht ersetzen können! Aber . . . ach — so ein armer Teufel wie ich, darf an so etwas nicht denken!“

Zella gerieth ein wenig in Verlegenheit. Sie begriff natürlich, daß er selbst an den armen Teufel nicht glaube. Was aber sollte sie in diesem Falle sagen, ohne zu weit zu gehen? Ziemlich einfältig bemerkte sie:

„O, das ist ja Ihr Ernst nicht!“

„Mein voller Ernst, schönes Fräulein! Habe ich Aussicht, geliebt zu werden, mit diesem Mangel an Helden-Figur?“

Zella hatte sich jetzt gefaßt. Natürlich war das nur Spas. Was fragte dieser Mann darnach, ob er geliebt würde? Er war sehr reich, und — was brauchte es weiter?

„Körperliche Heldenrollen sind ja überhaupt anti-quirt,“ scherzte sie, „was heute gefällt, ist nicht die Figur, sondern der Geist.“

„Sagen Sie die Seele, Fräulein Zella, die Seele — das klingt besser! Aber glauben Sie mir, meine Villa ist noch schöner als meine Seele! Und darum bleibt es dabei, ich werde mir erlauben, Sie und Ihre verehrten Angehörigen einzuladen.“

Damit war es ihm Ernst, dies erkannte Zella an der Form der Mittheilung.

In verbindlichster Weise erfolgte die Verabschiedung.

Mit glühenden Wangen stieg das junge Mädchen die Treppen hinauf. Sie mußte ihrer Empfindungen Herr werden, bevor sie vor die gestrenge und scharfblickende Mutter hintrat, um ihr von dem kleinen Abenteuer zu erzählen. Zella war geschmeidig genug, sich zu sagen, daß in Kronheim's Art etwas Verlegendes für sie läge. Dennoch klopfte ihr Herz in froher Hoffnung. Die Villa, die Anspielung auf die fehlende Herrin — Alles gab doch nur eine Deutung! Allerdings, Kronheim gefiel ihr nicht, und bei dem Gedanken, ihm ganz zu gehören, überkam sie ein unheimliches Gefühl. Aber er schien wenigstens gutmüthig, war auch leidlich unterhaltend. Und ein Lebemann natürlich; das hätte sich Zella auch gar nicht anders gewünscht. Wenn sie sich's jetzt vorstellte — sie eine reiche, gefeierte Dame der Gesellschaft, — ach, es wäre zu herrlich, das Ziel ihrer Träume und Wünsche! Und ein Stolz, eine Wonne ohne gleichen erfüllte sie, daß sie schön sei. O — sie würde ihr Glück machen! Und warum auch nicht? Warum sollte dieser Kronheim, der keiner Mitgift bedurfte, sie nicht heirathen, sie, die, abgesehen von ihrer Schönheit, aus guter Familie, fein erzogen, voll Chic und Bildung war? Immer wahrscheinlicher erschien ihr die Sache. Ja, kaum noch zweifelhaft. Wenn er seinen Besuch wirklich machte, die Einladung wiederholte, so konnte man einen Antrag mit Sicherheit erwarten. Und die kurzfristige Mama hatte ihr jenen Commis aufbinden wollen, wo sie, Zella, nur auf die Straße zu gehen brauchte, um durch ihr bloßes Aussehen eine glänzende Chance herbeizuführen! Lächerlich — man kann gar nicht hoch genug hinaus wollen!

Die Mäthin war ärgerlich, als Ella allein und ersichtlich verstört zurückkam, sich mit ihren schweren Abschiedsgedanken entschuldigend. Daß sie Zella hatte verfehlen können, erschien der Mutter fast unglaublich. Eine Viertelstunde darnach aber kehrte dann ihre Aelteste wonnestrahelnd, triumphirend heim.

Gleich im Corridor erzählte Zella; indessen die Mama zeigte sich heute skeptisch gestimmt.

„Warten wir's ab,“ sagte sie kurz, „und rede nur nicht zu viel! Am Ende wird's wieder nichts!“

Zunächst wurde es aber in der That etwas. Schon am nächsten Tage machte Kronheim seinen Etiquette-Besuch und lud die Familie zum kommenden Sonntag in seine Villa ein. Er wählte den Sonntag, weil das wohl dem Herrn Rath am gelegentesten wäre. Nun fühlte sich Zella ihrer Sache ganz sicher. —

Tags darauf reiste Ella mit der Tante ab — unter vielen Thränen, war sie doch noch nie vom Hause weg gewesen. Anna nahm ihr das auch gar nicht übel.

„Das ist das Alter zum Weinen,“ meinte sie. „Wie konnte ich flennen mit achtzehn Jahren! Das giebt sich dann später; man wird hart und stark mit der Zeit!“

VII.

Frau Oberst von der Waidt war schon lange nicht so rasch ihre vier Treppen hinauf gekommen als heute; sie fühlte sich zu glücklich als erfolgreiche Mutter. Nun erschien Bruno endgültig versorgt! Und wie versorgt!

Sie hatte mit Frau Professor Gunz im tiefsten Vertrauen ganz offen und ehrlich gesprochen. Natürlich war auch ein bißchen dabei gelogen. Wie sehr Hermine ihrem Bruno gefiele! . . . Nur wagte er nichts zu unternehmen, denn was könnte er bieten? Und die Professorin hatte gleich eingelenkt. Der junge Herr

Doctor habe doch unzweifelhaft eine schöne Zukunft — zu solchem Schwiegerohn dürfe sich jeder gratuliren! Genug, die Sache war zwischen den Müttern abgemacht.

Im Gewissen ward es der Oberstin freilich etwas bange. Wie dem Jungen jetzt die Sache am besten beibringen?

Und gerade heute kam er nicht zum Thee. Das geschah sehr selten. Er hatte auch nichts hinterlassen, sich nicht entschuldigt, — es mußte ihn also etwas Unvorhergesehenes abhalten.

Nach neun Uhr erst erschien er, — er gefiel der Mama nicht. Wie verstört er ausah! Ihre erste Regung war mütterliche Sorge.

„Was ist Dir, mein Junge?“

„Nichts Schlimmes, Mama! Vor allem verzeih, daß ich Dich warten ließ, — Du weißt, ich thue das nicht ohne besondere Ursache.“

„Es ist nicht der Rede werth, Bruno!“

Sie pflegte sonst nicht so nachsichtig zu sein; augenblicklich dünkte es ihr jedoch nöthig, im besten Einvernehmen mit ihm zu bleiben.

„Ich habe Dir einiges zu erzählen, Mama,“ hob der Doctor ernst an, „es ist freilich schon spät, vielleicht lassen wir's lieber bis morgen.“

„Auch ich wollte Dir etwas mittheilen, Bruno; ich denke, es ist besser für uns beide, wir sprechen uns sofort aus. Willst Du eine Tasse Thee?“

Bruno nahm an; er hatte seit Mittag nichts genossen.

Mit zitternder Hand rückte ihm die Mutter die Tasse zurecht.

Nach mit sich zu Rathe gehend, beschloß sie dann, ihn lieber nicht erst anzuhören, sondern ihm zuvorzukommen. Sie trat an ihn heran, legte den Arm um seinen Nacken und sagte so zärtlich, als sie nur konnte:

„Mein lieber Junge — die Sache mit Hermine Gunz ist ganz in Ordnung — ach, ich bin so glücklich, so glücklich! Und, nicht wahr? Du wirst Dich um das Mädchen bewerben?“

„Mama . . .!“ stieß er hervor, die Tasse heftig niederlegend.

Es lag ein deutlicher Schreck in diesem Ausruf. Sie hatte seit einigen Tagen nicht von dieser Angelegenheit gesprochen; er hielt sie für erledigt. Unwillkürlich sprang er auf, unbeabsichtigt, seine Mutter abschüttelnd.

„Aber Bruno — —!“

„Mama, ich weiß nicht, wie Du dazu kommst, so über mich zu verfügen! Ich bin ein Mann und ich habe Dir meine Abneigung ja deutlich kundgegeben.“

Die Oberstin war sprachlos. So hatte sie Bruno noch nie gesehen, — so hatte er nie mit ihr gesprochen. Er ließ sie gar nicht zu Worte kommen. Mit blitzenden Augen, mit einem förmlichen Donner in der Stimme, fuhr er fort:

„Du sollst nun alles wissen, Mama! Ich kann Dich nicht länger schonen. Ich liebe ein anderes Mädchen und mein Schicksal ist entschieden!“

„Bruno, Du bist ein Undankbarer,“ brachte die Oberstin mühsam hervor, „so hinter meinem Rücken . . .“

„Ich habe nichts hinter Deinem Rücken gethan! Ich habe mich erst heute Nachmittag verlobt, wenn ich so sagen darf. Denn das Mädchen meiner Wahl hat keine Verpflichtung von meiner Seite angenommen. Ich aber habe mich ihr gegenüber und vor mir selbst verpflichtet!“

Die Oberstin athmete ein wenig auf; der erste schwere Schreck verflog. Wenn die Sache so lag, war die Verlobung wohl nicht ganz ernst zu nehmen. Bruno hatte Grillen, — damit würde man vielleicht noch fertig werden.

„Wo hast Du Dich denn so plötzlich verlobt, Bruno? Am Ende gar auf der Straße?“

„Allerdings, Mama, — auf der Straße! In der Leipzigerstraße sogar. Aber fürchte nicht, daß es ein untergeordnetes Mädchen ist. Rein, ein Mädchen von tadellosem Rufe, deren Namen ich Dir unter der Voraussetzung, daß Du gegen jedermann schweigen wirst, anvertraue: Ella Guttentberg!“

Frau von der Waidt kannte die Guttentberg'schen Mädchen nur ganz flüchtig.

„Die mit dem Puppengesicht und mit den großen Manieren, Bruno?“

„Die ist es zufällig nicht, Mama; aber sie hätte es doch sein können und Du thust darum Unrecht, so zu sprechen. Es ist ihre jüngere Schwester.“

„Jüngere Schwester? Auf die kann ich mich kaum noch besinnen. Aber ich verstehe Dich nicht, Bruno! Ein ganz junges, unbedeutendes Mädchen und, so viel ich weiß, ohne das geringste Vermögen. Das kann nur eine vorübergehende Laune von Dir sein!“

„So mag es aussehen, Mama, und bis vor kurzem war es auch wohl nicht viel mehr. Inzwischen habe ich aber die Ueberzeugung gewonnen, daß dieses Mäd-

den die einzige richtige Lebensgefährtin für mich ist! Dabei kann von Laune keine Rede sein und Du mußt damit rechnen, daß es so ist!"

Der leidenschaftliche Brustton seiner Ueberzeugung schloß den Widerspruch fast aus. Die Mutter fühlte, daß sie jetzt Gefahr liefe, bei schroffem Widerstande das kindliche Vertrauen ihres Sohnes zu verschmerzen.

Nachdem er ihr ungefähr erzählt, was zwischen Ella und ihm vorgefallen, sagte sie zurückhaltend:

"Ich hoffe ja nur zu Deinem Besten, daß Du Dich irrst, Bruno! Denn was soll das werden? Wie soll das enden? Du kannst ja doch ein so armes Mädchen nicht heirathen!"

"Mutter," antwortete er mit blaffen Lippen, "ich empfinde Deine Worte wie einen Schimpf; bitte, wiederhole sie nicht immer wieder! Ich bin zu der Erkenntniß gekommen — leider erst in den letzten Tagen, weil ich vorher über den Gegenstand nicht nachdachte — daß ein ehrlicher, anständiger Mann, der etwas gelernt hat, es dahin bringen muß, auch seine Frau selbst zu versorgen. Ich will und werde dies zu stande bringen!"

Die Oberstin faltete die Hände.

"Das klingt ja wunderschön, mein lieber Sohn, ganz wunderschön! Doch — wie denkst Du Dir die Sache eigentlich? Wir hatten das ja längst von allen Seiten beleuchtet . . ."

Bruno senkte nun etwas sein stolzes Haupt. Wie der Mama beibringen, daß er vor einer Stunde den Vertrag mit Sharp unterzeichnet hatte?

Gleich, als er sich von Ella getrennt, war er zu dem Amerikaner gestürzt und hatte sich zur Annahme der Stellung bereit erklärt, allerdings die Bedingung stellend, daß sein Name weder auf die Fenster der Pferdebahn, noch an die Giebel der Häuser käme.

Mr. Sharp hatte sich sehr loyal gezeigt und auch den Gewinnantheil nicht vergessen. Bruno glaubte sogar Zweifel ausdrücken zu müssen, ob er, ohne Kapital, wie er war, darauf Anspruch habe. Vorläufig lag ihm nur an dem anständigen Gehalt. Sharp lachte ihm in's Gesicht.

"Zu komisch, diese Scrupel! O diese deutschen Jünglinge! Wenn Sie einen Antheil haben, so werden Sie eng mit der Sache verwachsen sein. Im anderen Falle könnten Sie mir ja jeden Augenblick davonlaufen."

Bruno war heimlich betroffen. Natürlich hatte er auch an's Davonlaufen gedacht, wenn sich ihm eine andere entsprechende Aussicht böte.

Jetzt setzte sich der junge Doctor neben seine Mutter und gab sich Mühe, ruhig zu sprechen.

"Höre, Mama! In dem Augenblick, wo ich die Partie zurückweise, die Du wünschst, um mich selbständig zu machen, bin ich natürlich verpflichtet, Dich von der Last zu befreien, die ich noch immer für Dich bilde!"

"Um Gotteswillen — Du willst doch nicht fort — nach dem Sumpfnest — wie heißt es gleich?"

"Nein, Mama, gerade jetzt, wo ich mein Leben mit einem anderen, theueren Leben verknüpft fühle, werde ich meine Haut nicht zu Markte tragen. Nicht nach Batavia — nein — und doch weit fort von Dir, Mama, obgleich ich in Berlin bleibe . . ."

Und er berichtete ihr kurz, was er gethan.

Nun war sie es, die aufsprang.

"Das geht nicht, Bruno," eiferte sie, "was wird der Onkel, was wird Edgar dazu sagen! Das geht wirklich nicht, mein Junge!"

Bruno vergaß vollkommen, daß er vor wenigen Tagen Sharp bei dem ersten Antrage fast dasselbe gesagt. Seither hatte er sich in die Sache eingelebt.

"Sie sollen reden, was sie wollen!" antwortete er in rauhem Tone, "ich kann von ihrem Prestige nicht leben! Von heute ab habe ich mein anständiges und ehrliches Auskommen; ich werde nebenbei fleißig weiter studiren."

Die Oberstin weinte jetzt; sie sah, daß sie machtlos geworden sei und in ihrem Uebereifer die Angelegenheit mit Herminen sehr thöricht überstürzt habe.

"Wie soll das aber mit Gunzens werden! Ich darf mich ja gar nicht wieder bei ihnen sehen lassen!" jammerte sie.

"Freilich, ich muß Dich bitten, die Sache mit Gunzens vorsichtig wieder aufzulösen. Ich will das Meine dazu thun, wenn auch nicht bei den Damen, so doch meinem verehrten Professor gegenüber, denn ich gedenke bei ihm meine Studien fortzusetzen." —

Kronheim hatte der Familie Guttenberg einen großartigen Empfang bereitet. Ein Diner in großem Stile, Gondelfahrt auf dem See, Beleuchtung des Gartens, aus dessen Hintergrund plötzlich die Klänge eines Walzers ertönten! — Zella, die wirklich reizend aussah, fragte, ob er nicht auch eine Nacht besäße. Nein, er hätte keine, aber wenn sie zu segeln wünsche, so werde in einer Woche die Nacht hier vor Anker liegen. Wie

das Fahrzeug heißen solle? Wahrscheinlich, wenn er auf so viel Ehre rechnen dürfe, Zella!

Die Näthin, die ihre früheren Kronheim-Antipathien gänzlich vergessen hatte, vertheilte im Geiste bereits die Räume der Villa. Ach Gott, sie als Schwiegermama, sie würde hier schon Figur machen! Und Zella würde nichts brauchen, als eine anständige Ausstattung an Kleidern und Wäsche. Bei einer Partie wie Koscher hätte es auch zu Möbeln hingereicht. Aber hier war das nicht nöthig, dieser Kronheim besaß ja schon alles. Es fehlte wahrhaftig nur die schöne junge Frau, die zu repräsentiren verstand! — Ja, weshalb sollte er Zella nicht heirathen? fragte sie sich. Keine Verwandtschaft beschwerte ihn; ein wenig angejährt war er auch, sein Schädel kahl, doch der sorgsam gekräuselte Bart gab ihm noch einen jugendlichen Anstrich.

Und Zella war, wie die Mutter es wünschte, dieses Mal ganz bei der Sache: liebenswürdig, lebhaft und kokett und wieder zugleich durch und durch Dame, — ein Prachtmädchen, diese ihre Aelteste!

Nur der Umstand, daß Kronheim durch seine Hausherrenpflichten sich stets verhindert sah, mit Zella allein zu sprechen, beunruhigte die Näthin ein wenig. So kam es an diesem denkwürdigen Tage zu keiner Erklärung.

Der Abschied fiel außerordentlich verbindlich aus, aber keineswegs verbindend für den klugen Villen-Besitzer.

Am folgenden Tage fiel ein bitterer Tropfen in den Freudenthau der Wannsee-Erinnerungen. Frau Regierungsräthin erfuhr bei Böschwipens, daß Kronheim einige Tage zuvor ein großes Einweihungsfeft auf seiner Villa gegeben hätte. Meinte er es mit Zella ernsthaft, hätte er sie, Guttenbergs, doch zu diesem repräsentirenden Anlaß auch mit einladen müssen, statt sie gewissermaßen verschwiegen allein bei sich zu lassen. Der Aerger darüber schaffte sich Lust gegen Zella, als ob diese irgend etwas versäumt habe.

Die Versorgungs-Mutter war mit einem Male ganz rathlos. Offenbar machte der frivole Lebemann noch nicht rechten Ernst. Aber konnte das nicht anders werden? Konnte man ihn nicht weiterbringen, wenn man ihn doch schon so weit hatte? Zella gefiel ihm, das war klar. Sollte es so schwer sein, ihn zum Heirathen zu treiben, wo ein äußeres Hinderniß kaum vorlag? Nur ließ sich die Tochter jetzt gar nicht mehr beeinflussen, nicht mehr lenken.

"Ach, ich werde es schon machen, Mama," rief Zella mürrisch, "wenn es nur irgend angeht! Mir liegt doch noch mehr an dem Gelingen, als Euch!"

Zella gewöhnte es sich neuerdings bei dem anhaltend schönen Wetter an, allein auszugehen, während sie früher immer nur mit Ella oder in sonstiger Begleitung das Haus verließ. Sie hatte immer Besorgungen vor. Die Mama glaubte zu errathen, daß Kronheim irgendwie damit im Spiele sei; sie schwankte zwischen Furcht und Hoffnung.

"Um Gotteswillen," mahnte sie, "compromittire Dich nicht, Kind! Dann bist Du ganz und gar verloren!"

Einen energischen Kiegel vorzuschieben aber wagte sie nicht.

Kronheim wahrte indessen auch seinerseits das Decorum, machte ab und zu einen Besuch und schloß sich gelegentlich Ausflügen der Familie an. Es schien alles im besten Zuge und man begann schon, der Näthin versteht zu gratuliren. Allein noch fehlte die Erklärung. Bei diesem glatten Weltmanne wußte man nie, woran man war! —

Die vielgeschmähte Nach-Saison neigte sich ihrem Ende zu, die fashionable Welt verließ Berlin. Das Verlobungs-Project aber stand immer auf dem alten Fleck.

Bei einem Ausfluge nach der Oberspree, anläßlich einer Regatta, warf Kronheim hin:

"Nun, und wo werden wir den Sommer zusammen sein? Wo gedenken Sie hinzureisen?"

Das war eine beglückende Aussicht und eine verbindliche zugleich.

Er wollte sich der Familie anschließen; doch wie sollte man es dem steinreichen Mann gleichthun? Was dachte er sich? Wahrscheinlich auch diesmal nichts.

Und nun ließ er sich mit dem Rath in ein sehr ernsthaftes Gespräch ein: Wisdroy oder Norderney, oder Helgoland? Mit Kennermiene besprach er diese Bäder, d. h. die ersten Hotels und die Cur-Häuser daselbst.

An der See waren Raths schon gewesen mit eigenen Betten und eigener Petroleum-Küche. Und man war mit unverlohten Töchtern zurückgekommen . . .

Heute, auf dem Dampfer, entschloß man sich für Wisdroy, das zur Zeit sehr in Gunst stand, trotzdem es im Grunde nichts bot als die zahme Ostsee.

Das gab wieder hitzige Debatten bei Guttenbergs. Sollte man die Ausgabe wagen oder nicht? Wenn Kronheim wollte, konnte er sich auch hier erklären. Andererseits gewährte das Badeleben tausend Gelegenheiten

dazu. Und wiederum, würde er nicht Lust und Stimmung verlieren, wenn man sich nicht auf der Höhe der Situation zeigte?

Man befragte die Tochter auf's Gewissen nach dem Stand der Dinge. Zella, die innerlich schon nervös überreizt war, zuckte ungeduldig die schönen Achseln. Noch saß er nicht fest an der Angel! Die Eltern sollten die Ausgabe doch riskiren, sie würde ihn dort sicher zur Erklärung bringen. Hier war man so eingengt.

Und die Reise wurde beschloffen. Um die Kosten zu vermindern, entschied man sich dafür, Stella nicht mitzunehmen. Stella stand überhaupt im Wege als unfreiwilliger Elefant. Uebrigens blieb sie rührend bescheiden, mischte sich nirgends ein und hörte mit offenem Munde zu, wie ihre schöne Schwester immer und immer wieder in Lustschloßern verheirathet wurde.

Jetzt halfte man Stella ebenfalls der guten Tante Anna auf. Stella empfand eine rührende Sehnsucht nach der ferne weilenden Schwester; so hieß es in jedem Briefe. Die Wirkung blieb nicht aus: Anna lud das sehnüchtige Elefantlein ein. Da Mama zunächst diplomatisch ablehnte, schickte Anna unter vielen Entschuldigungen das Reisegeld. Ach Gott, das alles war nichts weniger als fein, aber schließlich, es geschah des guten Zweckes, Zella's wegen! So blieben für die Reise nach Wisdroy nur drei Personen; Papa sollte sogar erst für die letzte Zeit nachkommen. Da konnte man das meiste Geld auf die Toilette der 'beauté' verwenden. Das that man denn auch. Es war nicht kostspielig, d. h. es kostete relativ nicht viel, und Zella sah in der neuen Strand-Toilette wirklich wie eine Prinzessin aus, entzückend zum Verlieben! Ihre und Mamas Siegeszubericht wuchsen mit jeder Schärpe, mit jedem Zäckchen, jedem Lackstiefelchen. Die sonst so sparsame Mama redete sich ein, daß diese Dinge unumgänglich nöthig seien.

Nur Papa schüttelte den Kopf. Die ganze Geschichte wäre doch eigentlich zu dumm, meinte er.

Allein er fügte sich den ernstesten Vorstellungen der Näthin und so reisten die Damen ab. —

Es gab eine grenzenlose Enttäuschung! Zwar machte Zella Furore, eine ganze Menge von Eroberungen; aber die Lieutenants und jungen Rechtsbeistandenen zogen sich wieder zurück, sobald sie Mitgiftlosigkeit witterten. Und Kronheim selbst that gar nichts! Er zeigte sich unaufhörlich in seiner Weise galant, doch von einer Erklärung keine Spur! Freilich hofirte er auch keiner anderen Dame, blieb gleichgültig und gelangweilt und schimpfte täglich auf das Essen des Cur-Hauses. Er schien gar nicht mehr zu wissen, daß er es gewesen, der gesagt hatte, "wohin reisen wir?"

Und eines Tages meinte er:

"Ist das fade hier! Alle Leute verfolgen einen auf Schritt und Tritt mit Argus-Augen! Wollen wir nicht lieber nach Hause? Da giebt es jetzt Gott sei Dank keine Berliner! Und ich habe ja meine schöne Villa; dort werden wir uns entschieden wohler fühlen."

Es war zum Berrücktworden! Zella weinte heimlich zornige Thränen. Sie wollte noch nicht fort. Doch dem Willen der Mama mußte sie sich fügen.

Der Rath kam gar nicht erst nachgereist; auf Veranlassung seiner Frau schützte er Erkrankung eines Collegen vor, und die Damen kehrten in Kronheim's Begleitung eine Woche früher, als bestimmt gewesen, nach Berlin zurück.

Auf der Fahrt fiel nichts Bemerkenswerthes vor. Kurz ehe man in Berlin anlangte sagte Kronheim unbemerkt zu Zella: "Der Thiergarten ist jetzt reizend — das erste Herbstlaub; wollen wir nicht morgen Nachmittag eine kleine Promenade machen? Vielleicht findet auch Ihre Frau Mama Zeit; ich werde mich am Potsdamer Thore nach Ihnen umsehen."

Er wohnte in der Bellevue-Strasse, machte sich's also bequem. Als man dann anstieg, wiederholte er flüsternd:

"Also morgen um fünf Uhr!"

Nun war schon von der Mutter keine Rede mehr.

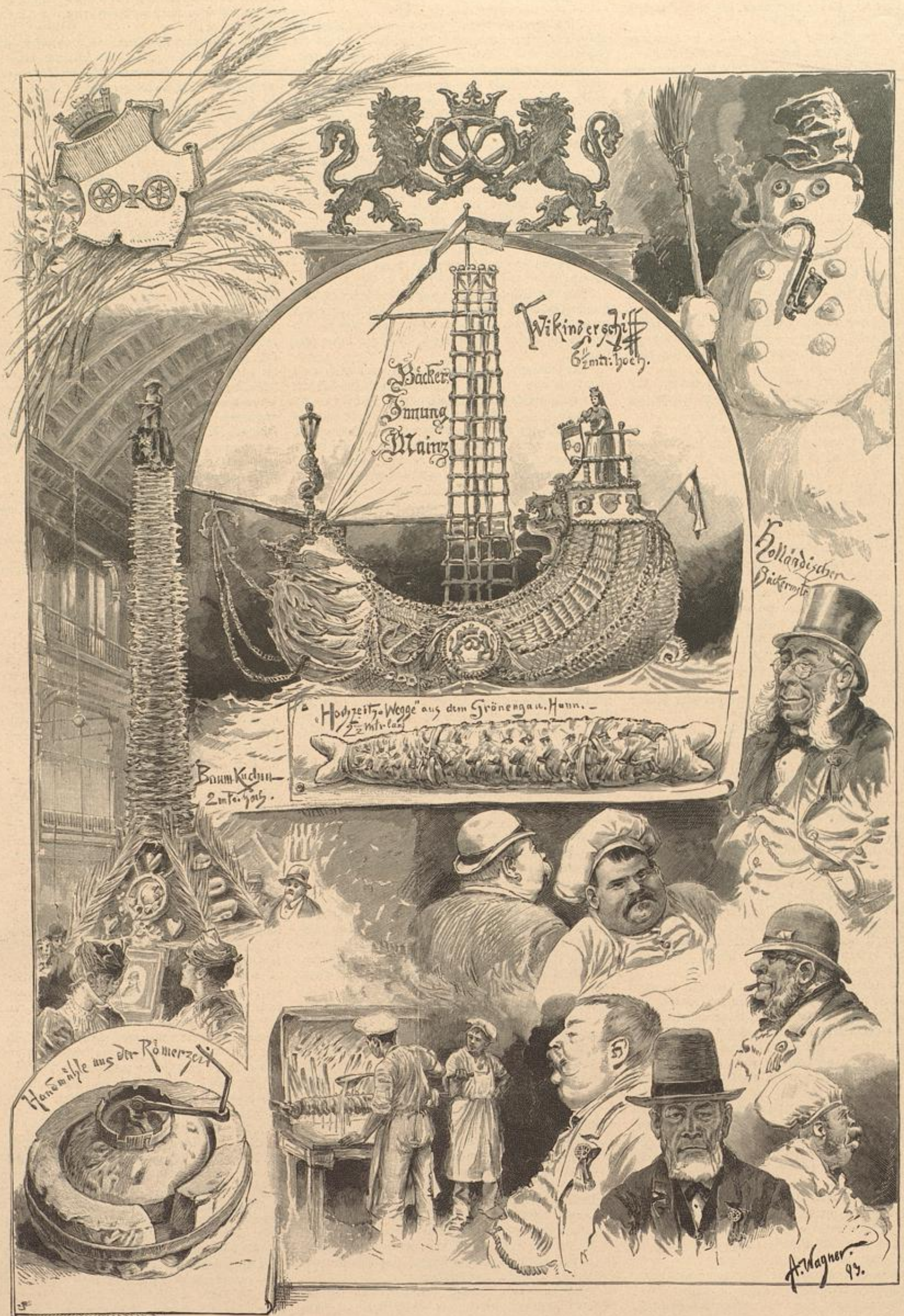
Zella hatte sich bisher in Berlin ängstlich bemüht, ein direct verabredetes Zusammentreffen mit Kronheim zu vermeiden und er hatte das respectirt. Nun erst stand sie vor dem ersten wirklichen Rendezvous mit ihm. Ebenso wie sie sich ganz deutlich sagte, daß jetzt die Entscheidung fallen mußte — so oder so!

Sie eröffnete der Mama in ziemlich schroffer Weise die volle Wahrheit. Ein gewisser herber, säuerlicher Ton ging jetzt überhaupt durch ihren Verkehr mit der Näthin.

"Ich werde ihn nun zur Erklärung bringen, Mama, damit einmal Ruhe wird. Oder, wenn ich sehe, es geht nicht, so komm' ich so rasch wie möglich nach Hause."

Und die thörichte Mutter ließ ihr Kind den gefährlichen Gang antreten.

(Fortsetzung folgt.)



Von der Bäckerei- und Conditorei-Ausstellung in Mainz. — Siehe Seite 144.

Original-Zeichnung von Adolf Wagner.



Ein Nimmerlutt. Nach dem Bilde von J. Kleinmichel. — Siehe Seite 141.
Photographic-Verlag der photographischen Union in München.

Nachdruck verboten.

Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen und seine Gattin Katharina Freifrau von Saalfeld.

Von S. S.

(Siehe das Bild auf Seite 137.)

Es hat immer ein gewisses romantisches Interesse, die Schranken, die eine sonst unerschütterliche Standesgliederung zieht, einmal gründlich durchbrochen zu sehen, zumal wenn die Bahnbrecherin „Liebe“ heißt. Abgesehen davon, daß hier besondere Vorzüge des Geistes und Körpers eine Rolle zu spielen pflegen, fühlt das Herz sich durch das siegreiche Menschliche bei solchen Geschehnissen gepackt, und zu

allen Zeiten haben die Poeten gern Anlaß genommen, sie in farbenprächtigen Dichtungen zu verherrlichen.

Besonders anmuthend berührt es aber, wenn die Romantik sich den Poeten und zwar einen echten, rechten, direct herausgreift und ihn den Stoff, der sonst sein Dichtergemüth begeistern würde, selbst erleben läßt. Dies ist der Fall gewesen, als sich vor mehr als Jahresfrist Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen mit einer Tochter eines unserer ersten zeitgenössischen Erzählers, des Schriftstellers Wilhelm Jensen, verlobte. Ueberall erweckte die Kunde Interesse, überall nahm man mit Behagen das Ungewöhnliche auf, das ein so freundliches Gepräge trug.

Katharina Jensen, daheim Käthe genannt, wurde am 25. Januar 1874 zu Kiel in der Vorstadt Brunswyk geboren, im eigenen Hause ihrer Eltern Wilhelm und Marie Jensen, als Jüngste von vier Geschwistern, Thea (jetzt Frau Dr. Weg in Breslau), Paul (gegenwärtig Assistent am physiologischen

Institut in Strahburg), Maina (jetzt Frau Professor Heyd in Heidelberg). Sie war von klein auf ein überaus anmuthiges und liebenswürdiges Kind, das durch die Zartheit seiner Constitution manchmal Besorgniß einflößte und nicht ahnen ließ, zu welcher Größe und Kräftigkeit — mit der freilich die zarte Erscheinung immer verbunden geblieben — es sich entwickeln würde. Im Jahre 1876 siedelte sie mit ihren Eltern nach Freiburg im Breisgau über und brachte zwölf Jahre lang stets einen Theil des Sommers bald in den Alpen und im Schweizer Jura, am meisten auf dem Hochland des Schwarzwalds zu. Das ihr, wie ihren Geschwistern, angeborene Interesse für alle Erscheinungen der Natur gewann dadurch besonders an Nahrung, und gleicherweise bildete sich eine Begabung zum Zeichnen durch das Zusammenleben mit dem feinnünnigen Künstler Emil Lugo aus, der stets den ländlichen Sommer-Aufenthalt ihrer Eltern theilte und durch Vorbild und

Anweisung sämtliche Kinder über das Disertantenhafte hinaus zu einem künstlerischen Leben und Wiedergeben des Gegebenen förderte. In der gleichen Richtung wirkte auch ihre für die Malerei ungeduldig veranlagte Mutter auf sie ein. Im Jahre 1888 zog die Familie nach München, wo Käthe noch als halbes Kind den im Hause ihrer Eltern verkehrenden Prinzen Ernst kennen lernte, mit dem sie sich am Schalltoge des Jahres 1892 auf dem Capitol in Rom verlobte und am 20. September desselben Jahres in München vermählte. Der regierende Herzog von Sachsen-Meiningen verlieh ihr hierbei den freiherrlichen Namen von Saalfeld, der auf ihre Kinder übergeht. Ein erster Knabe ist dann kürzlich geboren und nach seinen beiden Großvätern Georg Wilhelm getauft worden.

Das in beneidenswerther Unabhängigkeit lebende Paar bewohnt zur Zeit eine zauberhaft auf einem Hügelrücken gegen San Miniato zu belegene Villa über Florenz. Eigenthümlicher Weise erinnert die junge Frau in ihrer ganzen Erscheinung an manche weibliche Gestalten auf Gemälden aus dem florentiner Cinquecento, besonders von Botticelli. Mit feinstem Verständniß für die Dichtung wie für die bildenden Künste begabt und eine Schönheit besonderer Art, ist sie von einfacher Natürlichkeit und gewinnendster Herzlichkeit des Benehmens.

Prinz Ernst von Sachsen-Meiningen, Herzog zu Sachsen, der zweitälteste Sohn des regierenden Herzogs Georg aus dessen zweiter Ehe mit der Prinzessin Feodora von Hohenzollern-Langenburg, wurde am 27. September 1859 geboren. Nachdem er Jura studiert und einige Zeit als Officier gedient (er ist gegenwärtig Hauptmann), lebt er seit sechs Jahren ganz seinen künstlerischen Bestrebungen als Maler. Er ist von edel-schöner Gesichtsbildung, außerordentlich groß und schlank. — Nicht leicht finden sich zwei Menschen in Natur und Erscheinung so passend zu einander, noch seltener aber in so voller geistigen und gemüthlichen Uebereinstimmung. Die Erde besitz schwerlich ein glücklicheres Paar, als das auf der Villa Leonardi in der Blumenstadt am Arno.

Nachdruck verboten.

Wie ein Künstler entdeckt wurde.

Erzählung von Helene Fichter.

Fritz Holthausen ist ein berühmter Mann, ein gefeierter Künstler, dessen Name hellen Klang besitzt, soweit man in Deutschland edle Musik versteht und schätzt. Er ist einer der ersten Concert-Sänger unserer Tage. Zwar nennt ihn die Welt mit anderem Namen, aber manche werden ihn wohl hier trotz des nom de guerre erkennen.

Auch die Dame, der es Fritz Holthausen verdankt, daß er „entdeckt“ wurde, trägt einen in Deutschland bekannten und hochverehrten Namen, nämlich den eines weitverbreiteten, altadeligen Geschlechts, das sich von jeher durch seine echt adelige Besinnung auszeichnete. — Die alte Baronin lebt auf ihrem im nördlichen Westfalen unweit der holländischen Grenze gelegenen Familiengut Haus Dornhage. Sie war und ist noch heute eine der bekanntesten und verehrtesten Persönlichkeiten auf zehn Meilen in der Runde. Man hieß sie die alte Frau Baronin schon damals, als das Haar der Baroness noch in glänzender Schwärze prangte, vielleicht da sie schon zu jener Zeit hochgradiger Kurzsichtigkeit wegen eine goldene Brille trug. Die Bezeichnung Frau aber ward ihr zu eigen, nicht etwa weil sie sich hätte Hymens goldene Fessel anlegen lassen, sondern weil sie als älteste Tochter des Geschlechts Anrecht auf die erste Stelle eines im Ostfälischen liegenden adeligen Fräuleinstiftes besaß, und alle Inhabers dieses noch aus alter Zeit die Bezeichnung Kloster tragenden Stiftes mit dem Eintritt in dasselbe den Namen Frau erhielten. Die Frau Baronin war nun keine Dumknechtin, die es sich hätte gefallen lassen, ihre schönsten Jahre in den dumpfen Hallen ihres Klosters zu verleben. Und sie that es auch nicht, zumal sie dessen Gesesene gemäß alljährlich nur zwei Monate dort zubringen brauchte. Das nannte sie ihre Verbannungzeit. Im übrigen führte sie in ihrem behaglichen Dornhage ein zwischen edelstem Genuß und wohlthätigster Menschenliebe getheiltes Leben. Seltener war ihr Haus leer von Gästen; Künstler, Gelehrte und geistreiche, liebenswürdige Damen fanden in dem alten Herrensitze stets freundliche Aufnahme, besonders aber ward allen Musikanten ein begeistertes Empfang zu theil, mochten sie nun sieden, singen, geigen oder Clavier spielen. Die Frau Baronin war nämlich eine leidenschaftliche Liebhaberin und tüchtige Kennerin der Musik.

Solange Fritz Holthausen zurückdenken konnte, hatte er sich der besonderen Fürsorge der alten Baronin zu erfreuen gehabt. Schon in seiner frühesten Jugend, wenn er mit den Kindern auf der schmutzigen Straße seines Heimatstädtchens aus Sand und Kies neben der Gasse kindliche Bauten auführte, war er von den Spielgenossen beneidet worden, sobald die Dame auf ihren Spaziergängen durch das unmittelbar an Dornhage grenzende Städtchen den munteren blonden Jungen aus der Kinderchar herausholte, um ihm einen Bonbon oder einen Apfel zuzusteden. — „Junge, Du mußt etwas ganz Besonderes werden!“ hatte sie ihm oft gesagt, indem sie seine blonden Locken energisch, aber liebevoll zauselte; und Fritz hatte seinen Apfel in den Mund gesteckt und fauchend geantwortet: „Ja, ich will Chaussee-Aufseher werden!“

„Warum denn gerade Chaussee-Aufseher?“ hatte die Dame erstaunt gefragt; und Fritz erwiderte: „Dann darf ich mir alle Kesseln und Zwickeln von den Chaussee-Bäumen runterholen!“

„Du bist noch ein kleiner Dummerhahn!“ verwies ihn die Frau Baronin. — Darauf war er zu seiner Gasse und den Straßentindern zurückgekehrt; die Dame aber hatte in dem Schulhause vorgesprochen und hier zu Fritzens Vater gesagt:

„Sie dürfen den Jungen nicht so mit Haß und Maß und Stöckel im Schmutz herumspielen lassen!“

Der Schulmeister zog die spitzen Schultern hoch und antwortete:

„Was soll man machen, Frau Baronin? Man hat sieben Stück, da schlüpft leicht eins unter der Ruthe durch!“

„Aber er soll was Tüchtiges werden, denn der Junge besitzt das Zeug dazu!“

„Das hat ja noch Zeit, gnädige Frau; soweit kann man heute noch nicht hinausdenken!“

Einige Jährchen später, — es war zur Christzeit, die Kirche war aus, plaudernd und frierend trippelten und trappeten die

Kirchenbesucher über die hartgefrorenen, holprigen Straßen nach ihren warmen Häusern — da war es wieder die alte Baronin gewesen, die den blaffen Schulmeister am Aermel zapfte und sagte: „Wissen Sie, Herr Holthausen, Sie haben die Orgel heute recht brav gespielt, so recht weihnachtlich und feierlich; und der Gesang war auch famos. Jetzt weiß ich auch, was aus Ihrem Fritz werden wird: in dem Jungen steckt ein Künstler! Der Bengel hat eine Stimme — ich hab's so recht gehört, wie sie aus dem Festgesange hervorklang — eine Stimme, als wenn ein Engel vom Himmel selber ein Loblied anstimmte. Ich sage Ihnen, aus dem Jungen muß ein Sänger werden! Na, und ich will dazu thun, was sich thun läßt.“

Der kleine Fritz horchte hoch auf, während er neben dem Vater herlief.

„Schönen Dank, Frau Baronin!“ hatte der Vater erwidert;

„aber man ist der Meinung, der Bengel soll ein tüchtig Handwerk lernen, so'n Handwerk, das einen soliden Boden hat.“

„Dummes Zeug, Herr Holthausen; das verziehn Sie nicht!“

„Verziehn, Frau Baronin, so'n bißchen was weiß man auch davon. Dav' in meiner Jugend auch geglaubt, wär' zu was Bestem bestimmt, und muß jetzt froh sein, daß ich den Rängen des Abo und des Einmaleins beibringen darf. Man kann wenigstens Frau und Kinder damit ernähren. Nein, nein; der Fritz muß was Solides lernen!“

Die Frau Baronin hatte sich unwirksam von dem Vater verabschiedet und dabei gerufen: „Sie sind nicht recht gecheit! Na, es wird sich schon von selber finden.“

Diese kleine Szene war in Fritzens Erinnerung haften geblieben. Er hatte sich von Stund' an zu etwas Höherem berufen gefühlt und die alte Dame als eine Art Vorfehlung betrachtet, die dereinst in seinen Lebensgang wohlthätig eingreifen würde. Er litt jetzt keinen Schmutz mehr an seinen Händen; er sorgte von selbst dafür, daß sein Haar immer hübsch gekämmt, daß der Hemdkragen stets sauber war; ja die Mutter hatte sogar ihre liebe Noth mit ihm und sagte: „Der Junge ist mir eitel geworden wie ein junges Weib!“; ich weiß nicht, was mit ihm ist.“ — Doch vorläufig trat keine bemerkenswerte Aenderung in seinem Leben ein; es geschah nichts Besonderes.

Nachdem Fritz unter seinem Vater so weit herangebildet war, daß er das Seminar seiner heimathlichen Provinz besuchen konnte, mußte er Abschied nehmen von seinen Spielkameraden, von seinem Elternhause, von seinem Städtchen. Er aber ging, machte er noch in dem Herrenhause bei der alten Baronin einen Abschiedsbesuch. Seine Gönnerin tractirte ihn mit süßem Wein, während er, ganz vorn auf der Kante des seidnen Polsterstuhles sitzend, seine Mühe ängstlich zwischen den Fingern drehte.

„Na, dummer Junge, so rüd' doch 'ran; schmeckt Dir der Wein nicht?“ rief sie ihm zu.

„Der soll wohl schmecken!“ erwiderte Fritz schüchtern, indem er wieder nach dem Glase griff. Die Frau Baronin sah ihm gegenüber im Canapé; sie legte beide Arme auf den Tisch, guckte über die goldene Brille hinweg ihren Schüpling an und sagte:

„Du wirst mir nun aus den Augen gerückt, Fritz. Ich sage Dir aber, halte Dich rein an Seele und Leib, und vor allen Dingen: laß die edle Musik nicht liegen! Du hast eine Stimme in der Kehle, ich sage Dir, Junge, eine Stimme! — Kurz, sie ist Gold, ein echtes Kapital! Darauf versteh' ich mich. Ich habe in Rom in der Peterskirche bei dem heiligen Vater den herrlichsten Gesang gehört, den es auf Erden giebt; ich habe in Berlin und Paris und sogar in dem großen London die weltberühmtesten Concerte mitgemacht, wo die größten Künstler geigen und singen, daß man meint, alle Engel-Chöre auf einmal zu hören. Ich weiß das also! Na, und wenn sie Dich dorten in der Prekanthalt, wo Du nun durchaus zum Schulmeister gedrückt werden sollst, etwa so halten, daß kein froher Ton aus Deinem Munde kommen kann, dann, mein Junge, wirfst Du ihnen den ganzen Kram vor die Füße und kommst wieder! Dann werde ich für Dich sorgen!“

Fritz hatte der alten Dame einen Kuß auf die seine weiße Hand gedrückt, seine zu Boden gefallene Müze aufgerollt und sich rückwärts gehend zum Zimmer hinaus geschoben.

Mehrere Jahre waren darüber vergangen. Aus Fritz Holthausen war ein schöner, strammer, junger Mann geworden, der trotz der etwas kärglichen Küchenverfassung des Provinzial-Seminars frische Wangen und leidlich breite Schultern besaß. Er hatte auch seinen Theil gelernt und immer die besten Zeugnisse mitgebracht. Vor allem aber hatte er den Rath seiner Gönnerin beherzigt, die edle Musik treulich zu pflegen. Das war ihm gerade im Seminar erleichtert worden; wenn sonst auch ein gewisser Druck in diesen beschränkten, unter schärfster Disciplin stehenden Verhältnissen sich wie ein eiserer Hauch auf seine junge Seele legte, die Musik fand doch in dem düsteren, weißläufigen, alten Gebäude der Provinzialstadt eine Heimstätte. Sie war es, die während seiner drei Seminar-Jahre seine Trösterin, seine Freundin in allen trüben Stunden wurde. Wenn ihn in der ersten Zeit das Heimweh übermannte, war er heimlich in den großen Andachtsaal geschlichen, zu Stunden, wo kein Unberufener in der Nähe weilt, und hatte auf dem Harmonium einige Accorde aus einem Choral oder aus einem einfachen Volksliede angeschlagen. Wenn er sich ganz sicher fühlte, hatte er sogar einige Strophen zu singen gewagt. Obgleich ihm sein Thun wie ein Unrecht erschien, nahm er doch stets die Empfindung einer Beruhigung, einer Tröstung mit hinweg, besonders dann, wenn die Strahlen der Abendsonne durch die Blätter der alten Bäume vor dem Hause in den düsteren Saal fielen und das Christus-Bild über dem Harmonium mit einem Strahlenkranz umwoben.

Etwas später erhielt er eins von der Frau Baronin einen Brief, aus dem ihm ein zwanzigthaler-Schein entgegenfiel. „Nun will ich sehen, was Du mit dem Gelde anfängst,“ stand in dem Schreiben. Ihm klopfte das erfreute Herz bis in die Schläfen hinauf. Er wachte wohl, wie er das bunte Blättchen verwerthen könne! — In seliger Entzückung mußte er einen Moment die Augen schließen — da war ja im Intelligenz-Blatt ein „noch gut erhaltenes Tafel-Clavier“ besonderer Umstände halber zu dem billigen Preise von zwanzig Thalern ausgeben worden! Das mußte sein werden! Und noch am selbigen Tage hielt das etwas gichtbrüchige Instrument seinen Einzug in das dürftige Seminaristen-Stübchen, und ein junger Mensch sah mit verklärtem Antlitz davor und probirte die alten Tasten. Nun besaß er ein eigenes Instrument, nun konnte

es ja weder in ihm noch um ihn ganz dunkel werden! Bei einem Antiquar wurden Noten erstanden: Vater Haydn und der alte Vanda kamen in die Seminaristen-Klausur; der strenge Gluck und der gemüthvolle Schubert fanden sich dazu. Fritz sah tief in die Nacht hinein bei seinem geliebten Clavier. Mehr noch. Es dauerte nicht lange, so hatte der Seminar-Director herausbekommen, welche künstlerische Kraft in Fritz verborgen lag; er sorgte dafür, daß dieser nicht nur bei den musicalischen Andachten die Hauptstimme führte, sondern er veranstaltete sogar mehrfach kleine Concerte, bei denen Fritz als Solo-Sänger auftreten mußte. Dies gab nun dem kindlichen Jüngling einen neuen Sporn, eifrig seine Stimme auszubilden, sowie durch einen untadeligen Lebenswandel Herz und Gemüth rein zu erhalten und so den Rath seiner alten Freundin treu zu befolgen.

Mittlerweile war sein Vater gestorben, die Stelle durch einen anderen Lehrer besetzt, und die Geschwister waren bei Verwandten und sonstigen Leuten untergebracht worden. Er hatte somit gar keine Beziehungen mehr zu seiner Heimathstadt gehabt, wenn nicht seine alte Freundin und Gönnerin fortwährend mit ihm in Verbindung geblieben wäre. Die Freundschaft der alten Baronin verlieh aber seinem jungen Leben Licht und Glanz. Mehrfach hatte sie ihn während der Ferien in ihr Heim eingeladen; und er, der zuerst schüchtern und mit Seminaristen-Befangenheit sich in den vornehmen, stillen Zimmern des großen Herrenhauses bewegte, fühlte sich schon beim zweiten und dritten Male so heimlich in den alten, ehrwürdigen Räumen, daß er, auch ohne von der Frau Baronin aufgefordert zu sein, sich an den herrlichen Flügel im Salon zu setzen wagte, um ein Lied zu singen oder einen Choral zu spielen.

Nun stand seine Entlassung aus dem Seminar bevor; er war an dem großen Wendepunkte seines Lebens angelangt. Wollte er sich mit der Zukunft eines Volksschul-Lehrers begnügen, so befand er sich vielleicht nach kurzer Zeit in einem dumpfigen, westfälischen Bauernhause, in einem engen, halb-dunkeln Raume, der morgens um sieben durch einige Tugend flachsöpfiger Kinder belebt wurde, die klappernde Holzschuhe an den Füßen trugen. An diesen Kindern würde er dann zu zeigen haben, daß er befähigt sei, die Menschheit zu erziehen, zur Veredelung hinzuzuführen.

Auf der anderen Seite, wenn er den dringlichen Mahnungen seiner Gönnerin nachgab und die ganze Schulmeisterlei an den Haken hing, stand ihm vielleicht eine glänzende, ruhmvolle Laufbahn in Aussicht, die ihn zu den Höhen der Kunst, zu den Höhen der Menschheit emportrug. Aber die Entscheidung war nicht leicht; dort ein bescheidenes, vor äußerster Noth gesichertes Leben, wie es der Vater zeltlebens geführt hatte, hier ein glänzendes Bild, neben dem aber auch ein großes, großes Fragezeichen stand, weil der Pfad dorthin nach kurzem Glück vielleicht in den Abgrund des Glücks führte. So hatte er die letzten Ferien unter Züchten, Hoffen und Zweifeln bei der alten Baronin verlebt. Diese, in ihrer unergründlichen Zuversicht auf das Talent ihres Schüplings, ließ es gar nicht dazu kommen, daß die Frage über seinen Beruf erörtert wurde; bei ihr stand die Sache ein für allemal fest.

„Geh' Du nur und halte Deine Zeit aus; wenn aber die die Prüfung vorbei ist, dann läßt Du Dich nicht in's erste beste Bauernnest stecken, sondern Du kommst hierher; ich werde hier sorgen, daß Deine künstlerische Begabung in's rechte Licht gesetzt wird und vor allen Dingen auch Kunstverständige etwas davon gewahr werden. Dann wirst Du sehen, daß es für Dich nur einen Weg giebt!“ Mit diesen Worten hatte sie ihn entlassen.

Das Examen war glücklich überstanden; Fritz Holthausen hatte eine Eins davon getragen und von dem Director des Seminars ein besonderes Lob und zugleich die Versicherung erhalten, daß er in kurzer Zeit mit besonderer Rücksicht auf sein vorzügliches Examen eine Anstellung erhalten werde, die ihm 150 Thaler Jahres-Einkommen sichere. Fritz hatte nur mechanisch genickt und eine tiefe Verbeugung gemacht. Die Aussicht, mit 150 Thalern in einer westfälischen Bauernschaft zu leben, hatte für jeden anderen Collegen unzweifelhaft etwas sehr Bedenkliches; er aber dachte an seine alte Freundin und deren Berisprechen, besaß jedoch nicht den Muth, die besondere Begünstigung, die in dieser Anstellung lag, zurückzuweisen. Noch halb betäubt von dem Examen und dem Zwange, sich entschließen zu müssen, kam er abends auf sein einsames Zimmer. Hier fand er einen Brief von der alten Baronin liegen. Sie schrieb:

„... Ein' Dich nur, daß Du den Staub des Seminars hinter Dir läßt; komme sobald Du's vermagst, bring' alle Deine Sachen mit, und vor allen Dingen vergiß Deine Noten nicht! Du sollst hier in Deiner Heimathstadt, wo man Deinen vortrefflichen Vater und Dich selber beinahe vergessen hat, zeigen, was in Dir steckt. Ich arrangire für Dich ein Concert. Leider hantrren in meinem eigenen Saal die Maurer und Tapezire, und der Wirth vom „grünen Baum“ setzt ein Stodwerk auf, das erst im Herbst bei der Hochzeit meines Sohnes eingeweiht werden soll. . . . Na, so muß die Schulstube als Concert-Saal dienen. Meinen Flügel laße ich hinüberschaffen, damit Du nicht auf den alten Klumpertasten oder gar auf die kragende Weige des jetzigen Schulmeisters angewiesen bist. Lieb wär' es mir, wenn Du mir sogleich eine Art Programm machen könntest, so ein halbes Duzend Lieder und Gesänge, die Du am besten inne hast; aber ja keine von den neumodischen Arien à la Troubadour; ich kann das Zeug nicht leiden. Dagegen, wenn Du etwas von Handel weißt, oder von Mozart, das ist das Rechte für uns. Sorge Dich um nichts; überlaß die ganze Sache mir. An kunstverständigem Publicum wird es Dir nicht fehlen. Ich habe mir das ganze Haus voll Besuch geladen, darunter ist auch ein Professor aus Berlin, der etwas von der Musik versteht; auf den setze ich starke Hoffnungen. Der „große Franz“ ist leider nicht zu haben; der wär' freilich der Rechte gewesen, um Dich auf den passenden Fleck zu bringen, aber er kann in Weimar nicht abkommen, der Großherzog läßt ihn nicht los. So muß es ohne ihn gehen. Eintritts-Billets habe ich beim Buchdrucker auch schon bestellt; das Billet wird 50 Pfennige kosten, denn ganz umsonst soll man Dich hier nicht hören. Dein schwarzer Confirmations-Rod wird wohl schon zu spätig sein, wie ich mir denke; darum habe ich gejorgt, daß der Schneider Dir einen neuen macht. Hab' keine Angst um die Bezahlung; die findet sich, wenn Dein Concert gehörig was eingebracht hat. Und nun Gott befohlen, und schicke das Programm recht bald! — Deine alte Freundin.“

*) Wicht = junges, hübsches Mädchen.

*) Die alte Baronin meint Franz Wigt.

„O Gott, wie schlug Fritz das Herz beim Lesen dieser Zeilen! Wohl eine Stunde lang wanderte er zwischen seinen engen Händen auf und nieder, wohl hundert Mal las er die großen feinen Schriftzüge des Briefes. In der folgenden, schlaflos verbrachten Nacht überlegte er hin und her und kam doch zu keinem festen Entschlusse. Am andern Morgen — er hatte sich bereits die Nothwendigkeit vor Augen geführt, trotz allem aus Pflichtgefühl Schulmeister bleiben zu müssen — brachte der Briefträger ihm abermals ein Schreiben aus Dornhage. Es enthielt nur wenige Worte:

„Dass Du Dich nicht etwa durch die seminaristische Nachhader bestimmen lässt, Dich gleich in irgend ein obscures Nest zu begeben! Ich sage Dir noch einmal, Du soll etwas Besseres bevorzugen, als den Rangen beizubringen, daß zwei mal zwei vier und nicht fünf ist. Schide mir nur erst das Programm, und im übrigen gehst Du acht Tage in's Weisergebirge, um Deine Seele von allem Schulstaub rein zu haben. Einliegendes ist dazu zu benutzen. Nach acht Tagen erwarte ich Dich hier.“

Wahrhaftig, es lag wieder eine Zwanzigthaler-Note in dem Brief. Er starrte auf das bunte Blättchen Papier, das ihm so viel Glück, so viel Freiheit, so viel Sonne verhieß. Er konnte es nicht hindern, daß eine Thräne über seine Wangen rieselte. Und dann mit einem Male athmete er hoch auf, unterdrückte nur mühsam einen jubelnden Schrei und fing an, seine paar Sachen hastig zusammenzuwerfen und in das Kofferchen einzuschließen. Drei Stunden später schon hatte er dem Seminar Lebewohl gesagt und dampfte dahin, den blauen Bergen zu. Alle Sorge, jeder Zwiespalt war von seiner Seele gewichen. Die goldene Freiheit winkte ihm. Volle acht Tage durfte er in Wald und Feld umherstreifen, durfte wandern und singen nach Herzenslust, ohne jemandem Rechenschaft ablegen zu müssen, was er in dieser Stunde gearbeitet, in jenem Augenblicke gedacht oder geträumt habe; volle acht Tage lang würde er die schrille Glocke, die ihn in die dumpfe Luft des Lehrzimmers rief, nicht mehr vernehmen, würde er mittags nicht die Graupensuppe und den Erbsenbrei der Seminar-Verwalterin vor sich auf dem Tische sehen; er würde jetzt wie ein großer Herr mit wohlgefüllten Taschen auf jeden Wirthshausstisch klopfen und fordern können, was seines Wagens Gefährte wäre! Ein König war nicht reicher und glücklicher, als Fritz in dem Augenblicke, wo er auf der Station Porta den Eisenbahnwagen verließ, das während der Fahrt entworfene Programm, rasch couvertirt und an die Baronin adressirt, in den Bahnhof-Briefkasten steckte und nun, sein Känzel auf dem Rücken, frohen Muthes zu Fuß dem Weisergebirge zuwanderte.

Nur zu schnell verfloßen die acht Tage des süßen Nichtsthums. Noch immer glückstrunken, machte sich Fritz endlich auf den Weg, um auf einer kleinen Station den Zug zu besteigen, der ihn der alten Heimat zuführen sollte. — Die Baronin hatte demselben eifrig für ihren Schilling gewirkt. Alles war zu dem Concerte wohl vorbereitet; auch die hohen Gäste der Dame, darunter der Professor aus Berlin und einige adeliche Stiftdamen waren im Herrenhause angelangt. Die Gäste hatten allerdings zuerst etwas säuerlich gelächelt, als sie von der Gastgeberin erfuhren, daß die Einladung diesmal nicht erfolgt sei, um, wie in früheren Jahren, den Lenz in dem frischgrünenden Herrenpark bei einer Waldmeister-Vorlese zu feiern, sondern um ein junges, unbekanntes Mädchenkind auf seine künstlerische Veranlagung hin zu prüfen. „Unsere vielgeliebte Baroness hat es doch wohl nicht nötig, sich um talentirte Bauernjungen zu kümmern, sie, die einst Chopin in Paris zu einem Walzer begeisterte und Franz Liszt zu ihren Hausfreunden zählen darf.“ Flüsternd die Stiftdamen unter einander, während der Berliner Professor, der eine Cigarre nach der andern rauchend, mit starken Schritten im Salon auf- und nieder wandelte, vor sich hinbrummte: „Darum die weite Reise gemacht — na, das paßirt mir auch nicht wieder!“ Der berühmte Mann fühlte sich sogar derart von der alten Baronin demüthigt, daß er, in seinem Zorn immer stärker qualmend, nicht bemerkte, wie die Damen hüftelnd ihre Batist-Tücher an den Mund brachten.

Nun war die Stunde gekommen, wo der talentirte Bauernjunge erwartet wurde. Die Dunkelheit sank schon hernieder, als die Hausherrin, mit Mantel und Kapuze angethan, in den Salon trat, wo sie mit dem Rufe empfangen wurde: „Sie wollen selber zum Bahnhof? Unmöglich! Unbegreiflich!“

Die alte Baronin antwortete aber nur: „Pfui, welche entsetzlicher Qualm! Das müssen Sie sich abgewöhnen, Herr Professor!“ Mit diesen Worten hatte sie eine Gardine zurückgezogen und ein Fenster geöffnet, damit die frische Abendluft in's Zimmer strömen könne.

„Sie erlauben, daß ich Sie begleite, wenn er denn durchaus abgeholt werden muß?“ fragte der Professor.

„Das erlaube ich keineswegs!“ erwiderte die Baronin mit einem schelmischen Blick über ihre Brillengläser hinweg. „Sie müssen während der wichtigen Geschäftserledigung. Gestern kam da ein Weinreisender von der berühmten Firma A. R. Müller & Comp. in Nüßschheim zu mir, der mir einen Vorkosten Nüßschheimer Berg aufschwam; soll ja was ganz Besonderes sein, kann's selber nicht recht beurtheilen, Sie aber um so besser, mein verehrter Freund. . . Der Crispin hat Auftrag, meine liebwürdigen Gäste zu bedienen, halten Sie sich nur an den Crispin, mesdames et monsieur le maestro!“

Und dann empfahl sie sich. „Das ist nun wieder eine der gewöhnlichen Capricen von unserer theuren Baroness!“ seufzte eine der Stiftdamen. Das Auge des Musikmeisters leuchtete indessen plötzlich in erhöhtem Glanze; trat doch gerade der alte, mit seiner Herrin grau gewordene Crispin in den Salon und trug auf silbernem Tablett einige goldig schimmernde Flaschen und leise an einander klirrende Gläser. Der Professor lud die Damen ein, Platz zu nehmen, und goß eigenhändig den duftenden Wein in die schimmernden Kelche. — „Es wird auszubalten sein, meine Damen!“

Eine Viertelstunde später wandelte die in ihren Mantel fest eingehüllte alte Dame auf dem nur schwach erleuchteten Bahnhof-Perron des Städtchens auf und nieder; drei Schritte hinter ihr ging Marek, die Jose. Im übrigen lagerte vor, neben und hinter dem Bahnhofs, über Land und Feld sammt dem Städtchen und Haus Dornhage tiefe Dunkelheit, nächtliche Stille. — Aber was war das? Der Bahnhof lag sonst in ungestörter Einsamkeit und tiefer Verhauheit da — doch jetzt erschienen mehrere Gruppen sich lebhaft unterhaltender Menschen zum ankommenden Abendzuge. Der lahme Bahnwärter, der die verschiedenen Aemter des Portiers, Packträgers u. s. w.

in seiner Person vereinigte, hatte sogar sehr viel zu thun, denn er mußte zu dem ersten, schon bereit stehenden Gepäckarren, der für gewöhnlich genügte, einen zweiten und dritten heranschleichen.

„Ja — was ist denn los, Hans Peter?“ erkundigte sich die alte Dame erstaunt, indem sie dem Alten näher trat und freundlich grüßte.

Der lahme Hans Peter zog seine Mütze tief ab und erwiderte: „Ei, ja, Frau Baronin, es ist morgen ein wichtiger Tag — von wegen der Hühner-Ausstellung, Sie wissen ja! Es ist schon wunderschön am Schuppenhause aufgebaut worden; ich sage Ihnen, Dinger sind darunter — so hoch!“ Der Alte deutete dabei eine Höhe an, die ungefähr einem jungen Kalbe, aber keinem Huhn oder Hahn zugemessen werden konnte. „Mit diesem Zuge kommt aber erst die große Sendung mit den Hauptwägern, darum sind auch die vielen Wagen hier nötig. Na, ich sage Ihnen, Frau Baronin, die sind noch größer!“ und damit verjümmerte die brave ein ganz unglaubliches Höhenmaß.

„Ach, Du lieber Gott, daran habe ich gar nicht gedacht!“ rief die Baronin, „diese unglückliche Geflügel-Ausstellung! Was haben wir eigentlich mit diesem Federwisch zu schaffen? Zu dumm, zu dumm ist die Geschichte!“

Da brauste der Zug auch schon durch die Nacht heran. Alles drängte sich den Thüren zu, um in Empfang zu nehmen, was erwartet wurde: Menschen oder Vogelstämme. Suchend ließ die alte Dame ihre Blicke an der Fensterreihe des Zuges auf- und niedergleiten; wahrhaftig, es stiegen eine ganze Menge Leute aus und ganze Berge von Hühnerkörben wurden auf die Gepäckarren geschoben. Einen aussteigenden Herrn in Forst-Uniform sah die Baronin beim Kermel: „Sieh' da, Herr Oberförster! Es ist hübsch, daß ich Sie hier zufällig treffe; wir haben morgen Abend in der Schule ein kleines Concert, wo ein Ortsangehöriger zeigen wird, was er kann. Na, Herr Oberförster, da werden Sie doch nicht etwa fehlen?“

Der so angefallene bärtige Herr hatte grüßend den Hut heruntergerissen, erwiderte aber doch nur zurückhaltend: „Ja . . . ich weiß doch nicht, Frau Baronin, ob ich Zeit habe. Wissen Sie . . . ja — das ist so 'ne verdamnte Geschichte — trifft sich sehr schlecht! Darf doch unmöglich auf der Geflügel-Ausstellung fehlen!“

„I wo!“ rief die alte Dame, sagte in die Tasche und hielt dem Forstbeamten eine gedruckte Karte entgegen. — „Da haben Sie ein Billet! Sie werden nicht fortbleiben? Ich gehe auf Ihr Urtheil viel, ja sehr viel!“

Bögernd griff der Oberförster nach der Karte: „Will schauen, ob's möglich ist! Seh'n Sie, gnädige Frau, habe da selber ein paar Prachthühner ausgestellt — seh'n Sie, so hoch . . .“ Und die Vorhin von Hans Peter geübte, an's Märchenhafte gehende Thier-Vergrößerung wiederholte sich, was freilich bei einem Jägermann weniger auffallen durfte.

„Ach was! Ihre Thierchen werden auch ohne Sie genug gabeln und krähen. Im ganzen ist's Ihnen auch wohl mehr um die Feststapel nachher zu thun. Bei mir giebt's übrigens nach dem Concert ebenfalls einen guten Happen zu essen und 'nen noch besseren Tropfen zu trinken. Sie kommen also? Bringen Sie auch Ihre Frau mit — da ist noch eine Karte — sie spielt ja allerliebste die Guitarre, ist also Musik-Verständliche. I, die würde schön brummen, wenn Sie nicht 'mal mit ihr in das Concert gingen!“

Blitzschnell war dieser Dialog vor sich gegangen; der Oberförster hatte die Billets mechanisch in seiner Rocktasche verschwinden lassen. Als die Baronin jetzt wieder nach ihrem Schilling suchte, rief plötzlich eine bekannte, jugendliche Stimme neben ihr: „Guten Abend, Frau Baronin!“

„Herrgott, da bist Du ja! Junge, Sohn, Fritz! Na, willkommen in der Heimat! — Wo hast Du denn Deine Sachen? Handgepäck — ist nicht? Ach ja! So'n Ruken-Kind schleppt sich nicht mit unnützem Kram! Marek, da, nimm den Koffer und forge dafür, daß der Koffer nach Haus Dornhage geschafft wird!“ — Sie schob ihren Arm in den Freigang und schritt mit ihm durch die achtungsvoll ihr ausweichende Menge. Jeder kannte die würdige Dame, die sich durch so manches gute Werk bei den Mitbürgern des Städtchens ein bleibendes Andenken gesichert hatte.

„De, he, Frau Post-Secretär! Was führt Sie denn auf den Bahnhof?“ rief die Baronin einer gut gekleideten Frau zu, die, ein Tuch vor's Gesicht gedrückt, eben den Perron verlassen wollte.

Die Angerufene stand still und sagte, indem sie ein Schluchzen unterdrückte: „Ach Gott, wie Sie mich erschrecken, Frau Baronin! Ja . . . das ist ein schweres Stück! Seh'n Sie, da hab' ich meine Anna zur Bahn gebracht; sie soll in die Pension. So'n Kind muß doch Bildung lernen! Ich hab' sie nach Münster geschickt, wissen Sie, in so 'ne gut empfohlene Familie . . .“

„Recht von Ihnen, sehr Recht, Frau Post-Secretär! Aber Sie müssen sich auch trösten über diese Trennung — da seh'n Sie mal, da haben Sie ein Billet für morgen Abend zu dem Concert, das ein einheimischer Künstler in unserer Schule geben wird. Es erscheinen hohe Herrschaften; hab' das ganze Haus voll Besuch! Na, ich sage Ihnen, es wird fein werden; kommen Sie nur! Wenn Sie noch jemand Befreundeten mitnehmen wollen — da ist noch eine Karte.“

Indem die Baronin mit ihrem jungen Gaste auf dem Feldwege feindwärts der Bahn weiter schritt, bemerkte Fritz zaghaft: „Aber gnädige Frau, werden die Leute denn nicht von selber kommen?“ Fritz fühlte eine merkwürdige Beklemmung; viel lieber hätte er gar nicht gesungen, als daß er seine Zuhörerschaft einem solchen Zwange verdankte. — Aber Frau Baronin . . .! fing er nochmals stodend an. Sie schnitt ihm das Wort ab: „Mein Sohn, das verzeihst Du nicht! Unsere guten Bürger haben allzeit zu dem, was ihnen nützlich und heilsam war, genöthigt werden müssen; sie sträubten sich stets gegen das Neue, Gute und Schöne, sie wollen bei dem alten Schlenkerian in jeder Beziehung verharren. Ich weiß das vom Bau der neuen Kirche her. Da mußte man sie auch aufrütteln! Jetzt kommen sie freilich nur gezwungen; sollst aber seh'n, Fritz, wie sie schon nach ein paar Jahren auf Dich stolz sind!“

„Ich will wünschen, daß Ihre Hoffnungen durch mich gerechtfertigt werden!“

„Na, das will ich selber hoffen!“ rief die alte Dame aus, an seinem Arm rüstig den dunkeln Weg verfolgend.

(Schluß folgt.)

Rachdruck verboten.

An der Weltstraße.

Skizze von Hellmuth Mielke.



vor einem Vierteljahre habe ich meine Wohnung gewechselt.

Ich wohne nun draußen in einem ländlichen Borori-Hause; aus dem Fenster schneit mein Blick hüben und drüben über niedrige Dächer und grüne Baumwipfel, als lebte ich auf dem Dorfe. Nur in der Ferne zeigt sich ein mächtiger, gewöhnlich von Dunst umschleierter Niesenblock, aus dem spitze Thürme, bauchige, runde Kuppeln und schlank, raudende Uebelken zu den Wolken des Horizonts streben — das ist die Stadt mit ihren Kirchen, Fabriken und Häusermassen! Ich bin froh, nicht mehr ihre Luft zu athmen, die so kohlenstaub-geschwängert auf die Lungen schlägt, sondern den frischen, herben Duft blühender Erde, aber trotzdem fühle ich auch hier noch die Nähe des steinernen Ungeheims, die magische Anziehungskraft, die es weit hin nach allen Himmelsrichtungen ausübt.

An meinem Hause führt die große Straße der Welt vorüber, welche die Landstraße der guten, alten Zeit überwunden und abgelöst hat. Kein Staub wirbelt hier auf, dafür der weiße, leuchtende Athem jenes Giganten, der jetzt im Dienste der Cultur die Menschheit und ihre Lasten bewegt — der Dampf der Locomotive! Den ganzen Tag bis in die Nacht hinein rollen die Hügel auf dem eisernen Schienenstrang vor meinem Fenster dahin. Das ist ein Lärm, wenn drüben die Bahnglocke vor dem kleinen Wärterhäuschen ihren hellen, scharfen Klang ertönen läßt, der Schrei der Dampfpeife freischend wie eine Säge die Luft durchschneidet und eine mehr oder minder lange Wagenreihe ächzend und polternd herangerastet kommt — ein Lärm, der die Nerven zerreißen kann!

Im Anzuge konnte ich ihn nicht ertragen, und meine Wohnung gefiel mir gar nicht. Aber mein Freund, der kleine, vierjährige Bahnwärter drüben, der den Schlagbaum jedes Mal bei dem Nahen eines Zuges niederlassen muß, um den Quertweg zu sperren, tröstete mich. Bald, meinte er, würde es mir gehen wie ihm; ich würde überhaupt nichts mehr von dem Lärm hören, nachdem sich mein Ohr daran gewöhnt hätte. Er hat Recht gehabt!

Das Schrecklichste waren die Piffe der Locomotive und doch — jetzt werde ich nicht mehr durch diese furchtbaren Töne gepeinigt, nicht etwa weil mein Ohr taub geworden ist, im Gegentheil, ich möchte behaupten, positiv behaupten, daß es an Wahrnehmung- oder besser Unterscheidungskraft gewonnen hat. Ich vertheile jetzt die eigenartige, unmusikalische Tonleiter der Dampfpeife, ohne im geringsten in das Signal-Besen der Eisenbahn eingewickelt zu sein. Auch dieses Instrument, das so disharmonisch wirkt, hat seine eigene Sprache. Wenn ich bei der Arbeit sitze und ein mehr lärmender als schriller Ton, wie in einem weiten Bogen durch die Luft gehend, dringt an mein Ohr, so weiß ich, daß ein Güterzug vorüberfährt und daß die Beamten desselben die Weisung erhalten: Achtung, Bremsen anziehen! Ich kann es an der Dauer und Stärke des Tones abschätzen, ob der Zug viele oder wenige Wagen hat. Ueber andere Laute, kürzer und gleichsam prägnanter, verfügt der Personenzug, und ein ganz kurzer, fröhlicher Pfiff kennzeichnet den Abend-Courier-Zug; wenn jener einen Satz spricht, so heißt dieser nur ein Wort hervor, gleichsam nur einen Ausruf: „Hurrah, da bin ich!“ Bisweilen aber wache ich auch noch in der Nacht auf, obwohl das selten vorkommt, durch ein schroffes Pfeifen von wachsender Stärke aus dem Schlummer geschreckt. Das ist die Mahnung eines verpödeten Zuges, der sich ankündigt und auf sein Einfuhr-Signal am Bahnhof wartet, ruheförmlich und voll schlechter Laune, wie ein Mann, der spät nach Hause kommt und den Schlüssel vergessen hat, der ihm des Hauses Pforte öffnet . . .

Aber nicht allein daran erkenne ich, ohne von meinem Plage mich zu rühren, den Charakter eines Zuges; wichtiger ist vielleicht die ihm eigenthümliche Gangart. Das Ohr lauscht hinaus, bei welcher Arbeit der Geist sich auch befindet, und wie man am Schritt auf der Treppe den Freund erkennt, so unterscheidet es die verschiedenen Arten von Zügen. Bald merkt man, daß der Eisenbahnwagen eben auch zur Kategorie Fuhrwerk gehört und daß der Indianer, der beim Anblick der ersten Locomotive nach dem darin stehenden Ross suchte, gar nicht so Unrecht hatte. Ich weiß es jetzt, es steckt thatsächlich in jeder Locomotive die Natur eines Vierhufers. Langsam und leuchtend, wie ein Lastpferd vor einem Rollwagen, schiebt sich der Güterzug vorwärts, die Räder knarren und stoßen auf die Schienen, als wollten sie mit dem Dampfsgaul selbst zusammenbrechen. Das Mitglied eines indianischen Thierschutz-Bereins, vorausgesetzt, daß es einen solchen gäbe, würde, da ihm der Einblick in das Wesen der Sache abgeht, geneigt sein, den Locomotiv-Führer wegen Thierquälerei zur Anzeige zu bringen. Gemächlichen Trabes, wie eine bürgerliche Kalesche, geht der Bummelzug; nur einige dieser Art haben sich die Manier der Schlächterwagen zum Vorbild genommen, die mit Recht im Rufe stehen, zur Unzeit in einen Galopp zu verfallen. Das ist denn auch ein Galopp, der über die unedle Art des Beförderungsmittels keinen Zweifel läßt — ein plötzliches Rütteln und Schütteln, kein gleichmäßiges Tempo, ein Stampfen und Pflauchen — kurz, eine gewisse Prahlerei und kein eigentliches Temperament.

Da lobe ich mir die Gangart des Courier-Zuges, der abends an meinem Hause vorüberjagt. Das Ohr ist entzückt, sobald sein Brausen in der Ferne ertönt. Es ist der Hufschlag eines edeln Arabers, der in voller Carriere heransprengt. Und am Fenster stehen und zugleich die leuchtenden, flammenden Augen der Locomotiv-Lichter, die so tief vorn am Bauche sitzen, zu schauen, das Schnaufen der den heißen Athem ausstoßenden Rüstern zu hören, während der Zug donnernd vorüberfliegt und ein wilder Luftstrom seine Flanken peitscht, das Haus aber bis in den Grund und Boden erdröhnt — das ist eine Erscheinung, die das Herz weit und stolz macht wie etwas Großes, Erhebendes! Das ist keine mechanische Naturkraft, sondern ein herrliches Wesen, ein Geschöpf voll Adel und Feuer und doch zugleich über jedes menschliche und thierische Maß hinausgerückt! —

Wie meinem Ohr ist es auch meinem Auge gegangen. Zuerst sah es nur die Wagenreihe, am Tage eine dunkle Masse von unbestimmten Formen, einen allgemeinen Schimmer menschlicher Physiognomien, ohne daß eine von ihnen im Gedächtniß

Nachdruck verboten.

Ein Nimmerjatt.

Zu dem Bilde von J. Kleinmichel, Seite 141.

Ein harmloser Stoff, aber eine anmutige Composition! Jede Figur besitzt ihren Reiz, ohne daß hierdurch das Interesse für die Hauptperson des Bildes, für den kleinen Nimmerjatt, abgeschwächt würde. Die Kleine ist dem Kinderleben vorzüglich abgelauscht, wie sie mit drohlicher Ungebärdigkeit „noch mehr“ Chocolate verlangt, während sie gleichzeitig den Kuchen vor sich so habüchlich an sich drückt, daß bereits einige Stücke auf den Boden rollten. Sie ist offenbar ungezogen, aber ihr naiv-dictatorisches Benehmen läßt die Umgebung in diesem Augenblicke besonders das Komische des kleinen Wesens empfinden. Ebenso gelungen ist die Haltung des nicht viel älteren Bräutigams, das mit der reifen Ueberlegenheit eines alten Mannes den Teller vor einer Katastrophe behütet; auch der Unterschied zwischen den lachenden Gesichtern und dem stillen Antlitz der Großmutter, — in welcher letzterem sich unverkennbar neben der Milde die Reizung ansspricht, den Fall von der pädagogischen Seite aufzufassen, wenn Neißhächen nicht bald artig sein wird, — zeugt von feiner Beobachtung. Uebrigens dürfte die alte Dame wissen, daß dieselbe Ausschreitungen für den künftigen Charakter des Entsetzens noch nicht allzuviel zu bedeuten haben. Solche selbstsüchtigen, nimmerfertigen kleinen Anholde sind wir meist alle einmal gewesen und dann doch ganz manerliche und rüchtiltsvolle Menschenkinder geworden. Nicht wahr, verehrte Leserinnen? Allerdings darum, weil unsere Mütter die hervortretenden Unarten nicht lediglich komisch fanden, sondern durch geduldige und gutgelante Belehrung das Kindergemüth zu richtigem Lebens-Anschauungen zu bekehren verstanden.

Schließlich sei noch auf das Decorative des Bildes hingewiesen, auf das zierliche Rococo in Tracht und Möbeln, dessen Farbe, im Verein mit dem bunten Strauß in der Nase, dem Original eine dem Gegenstand angemessene heitere Harmonie verleiht, die der Holzschneider geschickt wiederzuspiegeln verstand. E. L.



Fräulein M. J. Zhl. — Zu den mannigfachen Frauen-Titulationen, mit deren Aufsättung sich längst die Zeitungen beschäftigten, nennen wir Ihnen noch die „Nachtlichter-Festbesitzer-Gattin“, die wir einst in einer Todes-Anzeige in Rürnberg fanden, wo die Nachtlichter-Industrie einen eigenen Industrie-Zweig bildete oder noch bildet.

Obstfreund, Halle a. S. — Eines bedeutenden Rufes erfreut sich das von der Gärtnerei zu Schloß Cronberg am Taunus, dem Besitze der Kaiserin Friedrich, gezüchtete Obst. Man schätzt es nicht minder hoch wie die vorzüglichsten italienischen und französischen Früchte.

D. S. Braunschweig. — Wir nehmen von Ihren nachstehenden Mittheilungen über Braunschweig-Kortz: Bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts befand sich auf dem Burgplatze zu Braunschweig eine Roland-Statue, weshalb nicht anzunehmen ist, daß der Löwenstein dieselbe Bedeutung besaß, wie die Roland-Statue für andere Städte. Im Jahre 1247 verpachtete sich Braunschweig, die Hamburger Bürger wie die eigenen zu schätzen und deren Wafen, auch im Falle eines Krieges mit den Herzögen zu sichern. Erst im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts sehen wir die Braunschweiger neben den Seckelräthen an den hantischen Angelegenheiten theilnehmen, und erst 1358 treffen wir zuerst braunschweigische Abgeordnete auf dem Hansa-Tage zu Lübeck, und 1367 unterschrieben sich auf dem Tage zu Köln Sendboten der Stadt Braunschweig neben denen aus den Städten des sächsischen und preussischen Drittels zum ersten Male als Reichs-Sendboten der deutschen Hansa. — Das Barock-Portal am Rebenhaus des Altkath-Bathhauses ist erst vor wenigen Jahren aus dem Abbruch eines nicht entfernt gelegenen Patriarchen-Hauses an seine jetzige Stelle versetzt worden. — Der „Schwarze Wolf“ hat längst den alten Schmied verloren, mit Ausnahme des an der Seiten-Front befindlichen Zimmermanns. Die Farbe an den Schmiedswerken ist erst seit etwa vier Jahren durch den „Berein zur Erhaltung der Kunst-Denkmäler in der Stadt Braunschweig“ hergestellt worden.

Frau von H. Arons. — Das Buch von Helene Hamilton Gardner „Das Weib und ihre Stellung zur Religion und Kirche am Ende des 19. Jahrhunderts“, das in Uebersetzung im Schaumburg-Heilscher Verlag erschienen ist, bezieht sich vornehmlich auf amerikanische Verhältnisse.

H. S., Leipzig, Bekümmerte. — Wir werden sehen, ob wir Ihren Wunsch bezüglich des Fräulein G. erfüllen können. Ein Versprechen vermögen wir freilich nicht zu geben.

Johanna V. Bärth. — Die amerikanische Journalistin, welche die „Weltfahrt um die Welt“ gemacht und in einem Buche beschrieben hat, heißt Elisabeth Wisland. Sie brauchte sechsunddreißig Tage, also vier Tage weniger als der berühmte Jules Verne'sche Hülfsloos Josa.

Dr. U. Washville. — Sie irren sich! Die Berliner Kreuzzeitung hat sich allerdings gegen die Agitation für Errichtung von Mädchen-Gymnasien ausgesprochen. Das Blatt schrieb in bezug hierauf: „Wenn die eine oder die andere Frau den Beruf wählt, sich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen oder in der Mathematik anzueignen, so mag sie das auf ihre eigene Rechnung thun. Aber wir wünschen nicht, daß der Staat fördernd eingreift und, indem er sie zu den Reife-Prüfungen zuläßt, ihren Studien keinerlei gewissermaßen die Sanction ertheilt. Wir haben den dringenden Wunsch, daß diejenigen Frauen, welche unsere Meinung theilen — und wir sind überzeugt, daß sie die Mehrheit bilden — das in irgend einer Form offen zum Ausdruck bringen. Die Anschaffung darf nicht aufkommen, als ob die Agitation für Mädchen-Gymnasien von der gesammten Frauenwelt oder auch nur ihrem größeren Theile gebilligt werde.“

Frau Präsident v. D., R. — Die Verwältung der Wilhelm-Stiftung Beamten-Dank ist auf das Curatorium der Königl. Wilhelm-Stiftung für erwachsene Beamtenwöchter in Berlin übergegangen.

M. S., Antwerpen. — Die merkwürdige Frau, nach der Sie fragen, ist die vor mehreren Monaten im südlichen Indien verstorbene vermittelte Sultanin von Mysore. Sie war die Tochter eines kleinen Beamten von guter Familie; als sie kaum zehn Jahre alt war, bestand sie darauf, zu den Unterrichtsstunden ihres Bruders zugelassen zu werden. Bald darauf lernte sie es durch, daß sie einen Lehrer für sich selbst erhielt. Sie studierte so fleißig, daß sie in fünf Jahren Sanskrit und sonstige indische Sprachen vollständig beherrschte. Dabei vernachlässigte sie keineswegs andere Zweige einer guten Erziehung, wie Musik, Zeichnen und Handarbeit. In ihrem sechzehnten Jahre wurde sie zur Frau des Maharadscha gewählt und übte fortan einen außerordentlich wohlthätigen Einfluß in Mysore aus, das heute von allen indischen Staaten am meisten dem Fortschritte kuldt.

haftete, am Abend nur die grellen Lichtstreifen der erleuchteten Coupés; jetzt greift es die Dinge und Personen im Fluge auf und hält sie wie ein Moment-Photograph deutlich und bestimmt fest.

Und so vieles ist da zu sehen! Des Morgens kommen die Jüge, welche die Arbeiter zur Stadt bringen. Ich sehe die hageren, kräftigen Gestalten mit den grauen, faltigen Gesichtern, dicht gedrängt in den Coupés. Es ist merkwürdig, wie still und schweigsam sie alle zur Arbeit ziehen. Auf jedem Gesichte liegt noch ein Nachhall und Abglanz der nächtlichen Ruhe, des Stilllebens der Familie, das so grell zu dem Lärm der Fabriken contrastirt, und ach! der sorgenden Erwägungen, die jedem erst in dem Wanne seiner vier Pfähle kommen. Denn dort allein, im Schoß der Familie, ist die Sorge wie das Glück heimisch. Wie anders, wenn die Jüge am Abend zurückkehren! Dann blicken aus allen Wagenfenstern vernünftige Miene, und ein Witzwort fliegt unter Lachen wohl über den Weg in die Menge hinein, die hinter dem herabgelassenen Schlagbaum wartet, ein Lied ertönt und der Refrain pflanzt sich fort von Wagen zu Wagen. Der eine freut sich auf das Wiedersehen mit den Kindern, der andere auf einen Spaziergang mit seinem Schatz.

Der Zug aus der Provinz, aus dem fernen Osten! Gesunde, rothwangige und gebräunte Gesichter fast überall an den Coupé-Fenstern, selten, daß ein müder Handlungsreisender einen gereizten Blick hinaus auf die Gegend wirft. In den Wagen vierter Klasse starren junge Mädchen, den Kopf in bunte Tücher gehüllt, mit verträumten Augen auf mein Haus, tropiger und selbstbewußter schauen neben ihnen die Burtschen d'rein. Aber in allen Miene ist es zu lesen: Hier also ist der Grenzstein des Bezirkes, in dem das Glück wohnt! — das Glück, das jeder sich in seiner Weise ausmalt und sucht. Anders der dicke Viehhändler in der dritten Klasse, der mit behaglichem Schmunzeln aus seinem Coupé hervorkommt, die Hände gefaltet über den Bauch mit der schweren Uhrkette; er weiß ganz genau, an welchen Hörnern man das Glück zu packen hat. Auch Du suchst es, schmalwangiger, bläulicher Jüngling, der Du gedankenvoll die Stirn an die Scheibe drückst, während hinter Dir auf der Bank Dein Kösserchen steht, neben dem Segen der Mutter vielleicht Deine einzige Habe! Jetzt thut sich das große Labyrinth der Weltstadt vor Dir auf. Wird Dich der Minotaurus, der d'rinnen haust, verschlingen, oder winkt Dir die goldene Ruhmestranze, von denen Deine bleiche Stirn träumt? Eines Tages sehe ich Dich vielleicht wieder vorüberfahren, erbitterten Angeichts, in Deinen Illusionen gebrochen, zurück zu der alten Heimat, um dort ein lauges Brod in langer Reue zu genießen!

Aber am merkwürdigsten, am interessantesten ist mir der Courir-Zug. Wenn er abends mit seinen hellereuchteten Fenstern vorüberjagt, streift mein Blick wohl oft abgepannte und ermüdete Reifende, die sich in die weichen Kofster zurückgelehnt und selbst die Ungebuld der Ankunft aufgegeben haben. Alle, Herren und Damen, in elegantem Reise-Kostüm, alle an den Comfort des Lebens auch auf der Eisenbahn gewöhnt. So gleichartig scheinen sie zu sein und so verschieden sind sie; verschiedenartiger als jene Insassen der dritten und vierten Klasse, denen gemeinhin die Noth des Daseins auch das Evangelium desselben ist. Was hier sich findet, ist eine Musterkarte menschlicher Empfindungen und Leidenschaften, Guckkasten-Bilder irdischer Schicksale, Fragmente aus dem großen Roman des Lebens und bisweilen geheimnißvolle Räthsel, deren Lösung kein Mensch erräth. In dem hellen Lichtschein, der zuerst die Augen blendet hat, sehe ich einen Herrn und eine Dame; sie sitzen neben einander. Er, schon im mittleren Alter, hat den Hut abgenommen und zeigt so, während er räthet, die lahle Platte seines Kopfes; sie, eine junge, hübsche Person, schaut ihn seitwärts an, mit einem Blick, halb bitter, halb verächtlich. Ein Paar auf der Hochzeitsreise? — Und weiter eine greise Dame mit schneeweißem Haar, schwerem Gram in den durchfurchten, welken Jügen, die Kleidung tiefschwarz. Kommt die Kernte aus ferner Gegend, um vielleicht ihren Sohn, ihre Tochter, ihre einzige Entelin zu begraben? Verschlafene, langweilige Gesichter einiger Commis vonageurs mit schottischen Tuchmützen. — es ist nichts daran verloren, daß ich sie nicht deutlich wahrgenommen. Plötzlich richtet sich in dem nächsten Coupé eine Gestalt leicht in die Höhe und wendet mir voll ihren Kopf zu — ich sehe das abstoßende Gesicht mit dem bußhigen Schnurrbart, den finsternen Augenbrauen, dem glatten Kinn gleichsam aus der Nacht in dem grellen Licht des Coupés hervorspringen; wie ein plötzlicher Schreden drückt es sich in meine Seele ein. Da hat die Nacht es schon wieder in sich gezogen, deutlicher hört nur mein Ohr auf einmal das Klirren der Telegraphen-Drähte neben dem Schienenstrang; vielleicht durchdringt sie gerade der elektrische Funke, der die Warnung vor diesem Gesicht schneller als dessen Besitzer das Ziel erreichen läßt. Und wieder — ein bleiches, todtkranke Haupt unter den halbgeschlossenen Schirmen der Coupé-Flamme, sodah es wie schattige Dämmerung auf den schönen, weiblichen Jügen liegt, — ein Menschenkind, das eilt, in der Heimat zu sterben. — Gleich darauf die fette Behaglichkeit des Daseins, noch im Halb-schlummer das dormentlose Bewußtsein zur Schau tragend, die selbstbewußte Miene, mit der sie ihre Stellung und die Macht ihres Geldes fühlt; einer von denen, die alles in Mark und Pfennige umrechnen, eine Physiognomie, die man so rasch und so gern vergißt. Alles das und vieles Andere sehe ich so mit Hülfe der ergänzenden Phantasie, manchmal aber auch thatsächlich scharf, während ich am Fenster sitze und der Zug in der Zeit von kaum einer Minute an mir vorüberzieht, ein Sinnbild des großen Courir-Zuges, der menschliches Dasein auf Erden dahinführt.

Und dort ist die Weltstadt! Dorthin schleppen die Jüge die materiellen Güter, die langen Reihen von Kohlen- und Holz-wagen, die Tonnen und Fässer, die Maschinen, die Vieh- und Getreide-Ladungen, dies alles schleppen sie in das große, steinerne Magazin. Und die anderen mit der menschlichen Frucht bringen dorthin Freuden und Leiden, Hoffnungen und Sorgen, Glück und Glend, fröhliche Jugendkraft und müdes, entsagendes Alter, die Unschuld des Kindes und die Kastei der Verworfenheit. Alles wandert in jenen großen Schmelztiegel und wird verarbeitet. Fällt mein Blick auf die hohen, rauchenden Fabrik-schlote in der Ferne, so erscheinen sie mir als die großen Ab-zugskanäle, durch die vergebende Menschenkraft und verlorenes Lebensglück unwiederbringlich in das Nichts geschleudert wird. Das ist eine traurige Philosophie am Schienenstrang!

Nein, am liebsten ist mir mein Fenster an den Sonntagen! Dann eilen die Locomotiven, als spürten sie selbst eine sonntägliche Freude in ihrem eisernen Körperbau, die Wagen sind

überfüllt von gepugten Menschen, überall fröhliche, vergnügte Gesichter, die Kinder lachen und johlen an den Fenstern, und die Augen der jungen Mädchen blicken so hell, fast grübelnd unter den weißen Hüten zu mir hinauf. Und dann flattert ein Tuch durch die Luft und noch eins, und aus den Häusern ringsum winkt man zurück. Ah, das ist Sonnenschein im Herzen! Es geht aus dem Labyrinth des Minotaurus hinaus in die grüne Natur, die jeden gesund und froh macht. Gesehnet seist du, mein Schienenstrang, der du sie aus dem Stein-Kolof unter die Bäume führst.

Noch ein Bild von einem Sonntag, aber leider ein trübes. Es ist spät und ich bin noch wach und arbeite bei meiner Lampe. Die letzten Vergnügungszüge sind heimgekehrt, drüben die Glocke am Wärrerhaus schweigt. Durch mein geöffnetes Fenster dringt das leise, geheimnißvolle Flüstern des Laubes draußen im Garten. Eine schweigende Ruhe liegt auf der großen Weltstraße.

Und plötzlich vernehme ich ein Pfeifen, nicht hell und schrill, sondern fast gedämpft, aber wie mir vorkommt, voll Angst und Unruhe, wie ich es nie vernommen, und die Unruhe nistet sich in mein Gemüth. Ich trete an das geöffnete Fenster, jenseits läßt mein Freund, der Bahnwärter, den Schlagbaum nieder.

Ein Zug! Jetzt noch ein Zug? Ich habe alle Jüge im Gedächtniß und weiß, daß jetzt keiner mehr kommen sollte. Was ist es nur?

Eine Locomotive bewegt sich heran, hinter ihr ein verdeckter Güterwagen, von dessen Bremserfisch eine rothe Laterne durch die Dunkelheit leuchtet. Gerade vor dem Schlagbaum halten Locomotive und Wagen, die Laterne bewegt sich von ihrer Höhe der Erde zu, und mehrere Gestalten kommen zum Vorschein. Ich erkenne die rothe Mütze eines Stations-Beamten, er spricht leise mit dem Wärrer.

Dann heben jene Gestalten einen großen Korb aus dem Innern des Wagens, langsam und behutsam senken sie seine Last auf die Erde, und ich sehe, daß er oben mit einem Tuch verschlossen ist. Nun scharen sich die Männer um den Beamten — ein leises Flüstern — dann wenden sie sich wieder dem Korb zu, und mein von der Aufregung geschärftes Ohr vermeint etwas zu vernehmen — einen dumpfen, menschlichen Laut. Da ruft einer von den Umstehenden, über den Korb sich beugend: „Sei ruhig, Otto, wir sind bald da!“

Ein Trostwort soll es sein — und mein Athem stoßt. Ein stilles, mahnendes Commando: „Kameraden, in Reihen gesetzt! Tritt gefaßt!“ Sie haben den Korb an den Tragstangen hochgehoben, sorgsam und bedächtig; nun aber im schnellen Gang und in sicherem, militärischem Tritt, damit keine Erschütterung dem Unglücklichen neue Schmerzen bereite, schreiten die Wärrer durch die Nacht dem Krankenhaus zu.

Seltam bewegt blide ich in das Dunkel. Wie vielen geht es wie diesem Manne, dem der Schienenstrang zum Verderben wurde! Es ist nur eins von den zahllosen Opfern, über die der brausende Zug der Cultur hinweggeht, der mit gigantischer Kraft Berg und Thal und Menschenglück und Menschenleib zusammenbringt. Wie langsam schreitet die Barmherzigkeit neben dem Furchtbaren dieser Windeseile und dieser Riesenkraft daher!

Aber indem ich dem Schauer das Augenbildes nachsinne, löst wunderbar von neuem in meine Seele, das einfache Commando jener Braven. Ist es nicht die goldene Parole der Barmherzigkeit?

„Kameraden, in Reihen gesetzt! Tritt gefaßt!“

Nachdruck verboten.

Von der Bäckerei- und Conditorei-Ausstellung in Mainz im August 1893.

Zu dem Bilde von Adolf Wagner, Seite 140.

Im „goldenen Mainz“ wurde am 12. August und an den folgenden Tagen die internationale Ausstellung für Bäckerei, Conditorei und verwandte Gewerbe abgehalten; sicherlich eine Ausstellung nach dem Herzen aller deutschen Hausfrauen. Sie fand in dem großen Saale der Mainzer Stadthalle statt, der, wie seine Nebenräume reich decorirt, durch den verlockenden Inhalt an Süßigkeiten vieler Länder stets ein zahlreiches Publicum festhielt.

Jamal fiel als decoratives Prachtstück ein von der Mainzer Bäcker-Jungung, und zwar von fünfzehn Meistern hergestelltes, 6 1/2 m hohes Wärrergerüst allgemein auf, das bis zu den Raben aus den verschiedensten Backwaren zusammengesetzt war. Daneben ragte ein mächtiger, 2 1/2 m hoher Baumkuchen als Uebelst in die Luft, ein Gegenstand sehnsüchtigen Verlangens der gesammten Mainzer Jugend. Unter den von einer großen Anzahl deutscher Städte zur Schau gestellten ortsbildlichen Bäckereien erblickte man eine Hochzeits-Wegge in der Form eines ungeheuren, 2 1/2 m langen Fischs, einen sogenannten Langen Roggen, ferner eine Kindtauf-Wegge von der Größe einer Tischplatte, und andere originelle Stücke aus dem Grönengan in Hannover.

Star vertreten waren die besonders von Fachleuten besuchten, meistens in Betrieb befindlichen Maschinen-Backöfen verschiedener Construction, die Geräte, die Margarine-, Hefen-, Conserve-, Kaffee-, Cacao-, Chocolate-, Lebkuchen-, Cakes-, Biscuits-, Likör- und sonstigen Fabricate, dann die Weeren- und Obstweine; alles meist in geschmackvoll decorativen Gruppen aufgestellt.

Eine in einem Nebensaal befindliche historische Abtheilung brachte außer der interessanten, gut erhaltenen römischen Hand-Getreidemühle, prähistorische Reibsteine, werthvolles altes Kunstgeräth nebst Funstornungen und kunstvoll geschnitzte Backformen aus dem 16., 17. und 18. Jahrhundert.

In der Maschinen-Abtheilung wurden eine Militär-Bäckerei und besonders die in ihrem Betrieb befindliche Herstellung von Baumkuchen (siehe das Bild) viel von Fachleuten und Laien umstanden; noch mehr aber die mit Geschick aufgetauten mancherlei Süßigkeiten und die architektonischen und plastischen Nachbildungen. Hier muß in erster Reihe ein mächtiger Zucker-Schneemann erwähnt werden, dessen Augen und Nase elektrisch beleuchtet wurden, während ihm ein Pfeischen im Runde dampfte. Dieser Schneemann bereitete Groß und Klein stets ein außerordentliches Vergnügen.

Unter den Ausstellern und den besuchenden Fachgenossen sah man manche charakteristische Typen, so einen holländischen Pastetenbäcker, stets im Schmucke eines gediegenen Colubers, dann englische bakkers und in erster Reihe die soliden Gestalten unserer aus den verschiedensten Gauen zusammengeströmten deutschen Bäckermeister. Sie alle waren mit dem Publicum darin einig, daß die „süße Ausstellung“ im alten Mainz des höchsten Lobes würdig verlaufen ist. A. W.